DER QUERSCHNITT

VIII. Jahrgang Heft 2

INHALTS-VERZEICHNIS

Kurt Freiherr v. Reibnitz ..... *Der Gotha*
Max Hermann Bloch ..... *Ein neuer Ford*
Anonymus ..... *Im roten Frack*
S. v. E. ..... *Im grünen Frack*
Pitigrilli ..... *Mondschein*
Marie Zabler ..... *Der Villinger Narro*
Sling ..... *Uhlenhorst Kochstr. 22-26 oder der Geist unseres Hauses*
Matheo Quinz ..... *Oskar Fried fliegt zwo Mille über dem Meeresspiegel*
Max Hermann (Neisse) ..... *Lob der Trunkenheit*
H. K. ..... *Das Kölner Hänneschen*
Ursula v. Zedlitz ..... *Die Queen-Bar*
René Bizet ..... *Eine Music-Hall-Attraktion (Jack Hylton und seine Boys)*
Joachim Ringelnatz ..... *Gedicht in Bi-Sprache*

Bücher- und Schallplatten-Querschnitt
Marginalien

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Ernst Aufseeser

PREIS DES HEFTES 1,50 GOLDMARK

Verantwortlich für die Redaktion H. v. Wedderkop, Berlin. — Verantwortlich für die Anzeigen Walter Matthes, Berlin
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien, I., Rosenbursenstraße 8. — In der tschechoslowakischen Republik, Wilhelm Neumann, Prag

Auf vielseitigen Wunsch:

Lukutate purum

Es mehren sich die Vorschläge, namentlich ärztlicherseits, Lukutate rein, also ohne die zur Herstellung von Geleefrüchten, Brühwürfeln usw. erforderlichen Zusätze, herauszubringen, ein Erzeugnis also, das nur die Original-Indischen Verjüngungsfrüchte enthält.

Diesem Wunsche entsprechend, liefere ich nunmehr außer den bekannten Lukutate-Präparaten die »Reinkultur« der wirksamsten Bestandteile als

Lukutate purum

in schmackhafter, sehr leicht verdaulicher Musform. — Lukutate bedeutet die Mobilmachung aller schlummernden Energien indem es

1. den Blutdruck herabsetzt
2. die Blutalkaleszenz verbessert
3. die Darmfunktion und den Stoffwechsel fördert
4. das Gesamt-Drüsensystem belebt

also den ganzen Menschen verjüngt. Die Lukutate-Erfolge an Mensch und Tier bekehren selbst den größten Skeptiker. — **Lukutate purum,** Glas mit 400 Gramm Inhalt ℳ **4.20**

Außerdem sind die bisherigen Lukutate-Präparate nach wie vor lieferbar.
Erhältlich in allen Fachgeschäften. — Literatur ab Fabrik.

WILHELM HILLER / NAHRUNGSMITTEL-WERKE / HANNOVER
zugleich Hersteller der **Brotella-Darm-Diät** nach Professor Dr. Gewecke.

Wilhelm Wagner

DER GOTHA

Von

KURT FREIHERR v. REIBNITZ

Feudalismus. Er marschiert nicht, aber er hält sich, nicht nur als Museumsstück, sondern auch als Macht, gesellschaftliche und wirtschaftliche. Wer ihn studieren will, gehe nach Stettin oder Königsberg in die großen Bürohäuser des Landbundes oder lasse sich in die Gutshäuser des kleinen ostelbischen Landadels einladen. Denn die vom großen Adel, die Hatzfeldt, Henckel, Lichnowsky, um nur einige Namen zu nennen, haben zuviel von der Welt gesehen, waren zu oft in England und auf weiten Reisen, um sich gegen eine natürliche Evolution zu stemmen.

Feudalismus. In preußisch Berlin und was so herumliegt, gibt es nur Ausschnitte: die Bälle im Potsdamer Casino in der Waisenstraße (ein sehenswerter Schinkelbau), auf denen sich alte Hofschranzen und blaues Tuch von ehemals als Abwicklungsstelle der Berliner Hofgesellschaft zusammenfinden, der sogenannte Herrenklub im Kurmärkerhaus in der Voßstraße — hier versammeln sich die Intellektuellen des Adels, um mit einigen bürgerlichen Gelehrten und getauften Goßbankdirektoren als Konzessionsschulzen in Geist zu machen — und endlich die Tanzfeste der Deutschen Adelsgenossenschaft, eine Vereinigung neuesten Briefadels, der gar kein oder nur sehr wenig blaues Blut hat, aber mit desto hellerer Begeisterung Altpreußens Adel markiert. Ausschnitte, Ausschnitte ...

Und doch gibt es einen Querschnitt durch all den Feudalismus, den echten mit Edelrost, den falschen in Stuck und Pappe, es ist der Gotha. Man kann auch Goitha sagen, das ist bezeichnender. Er bringt die ganze Umwelt deutschen Adels, und wer drin lesen kann, vor allem zwischen den Zeilen, findet jedes Jahr etwas Neues, Interessantes. Denn der Gotha, das ist nicht nur der Hofkalender, wie man das genealogische Taschenbuch der fürstlichen Häuser

abgekürzt nennt, sondern auch vier andere, alljährlich neu erscheinende Taschenbücher der gräflichen, freiherrlichen, uradeligen und briefadeligen Familien. Fünfmal sechzehn gleich achtzig Mark kosten die fünf Gothas, die kurz vor Weihnachten erscheinen. Aber wer wissen will, was sich alles in fürstlichen Familien, im Hoch- und kleineren Adel tut, der muß das Geld dran wenden.

Zuerst einmal schlägt man seine Bekannten nach. Alles noch beim Alten? Ach nein, der geschieden, die getrennt, beide wieder verheiratet. Hier Tod und Erbschaft, dort ein neuer Posten .. Und das Alter? Welch Spaß, das überall zu kontrollieren. Wirklich, Frau von X. ist schon fünfzig. Guck einmal an, Frau von Y., die so eifrig charlestont, hat schon drei schulpflichtige Enkel. Scheußlicher Gotha, erbarmungslos und indiskret. Was nützt das Mensendiecken, die Gesichtsmassage, der Lippenstift, das Rouge, der Gotha bringt es an den Tag. Die Eitelkeit, darin zu stehen, macht diese andere Eitelkeit kaputt.

Aufseeser

Und doch, wie herrlich war das früher in der guten, alten Zeit, als Wilhelm Zwo zu seinem Geburtstage und allerlei anderen Festen preußische Erbadelspatente ins Haus schickte, und jede feine Großbank ein bis zwei Neugeadelte im Vorstand hatte (Koch, Stauß und Gwinner in der Deutschen Bank, Hansemann und Schinckel in der Diskonto; Herbert Gutmann von der Dresdner stand dicht davor und muß sich nun mit der Präsidentschaft des Golf- und Landklubs trösten). Schon im nächsten briefadeligen Gotha erschienen sie. „O welche Seligkeit, ich steh' im Gotha!"

Uebrigens hat der Gotha auch Bilder. Der Hofkalender 1928 — er er-

scheint als hundertfünfundsechzigster Jahrgang — bringt Boris von Bulgarien mit der großen Nase des Papas, das gräfliche Taschenbuch ist mit dem Bilde des berühmten Malers Graf Leopold Kalckreuth geziert, der Freiherrenkalender gibt den interessanten Charakterkopf des Münchener Generalintendanten Baron Clemens Franckenstein, und im briefadeligen Taschenbuch sehen wir — endlich einmal nicht im Witzblatt — den Reichsinnenminister von Keudell. So gut in der Musik, so schlecht in Politik.

Auch die Adoptierten stehen jetzt im Gotha. Der Adel ist ja nach der Weimarer Verfassung nur Namensbestandteil. So gehen Titel, Graf und Freiherr, auch das Adelsprädikat gleich mit der Adoption auf den Angenommenen über. Das führte oft zu Schacher. Doch hat der Reichsjustizminister ihn gestoppt, und Adoptionen werden nur bestätigt, wenn wirklich Pflegekindschaft vorliegt. Herr Cohn kann nicht mehr Graf und Fräulein Meyer nicht mehr Baronesse werden. Wie interessant sind manchmal Adoptionen. So meldet uns der letzte Grafenkalender, daß Graf Conrad Frankenberg, gesellschaftlich und sportlich in der Reichshauptstadt bekannt, seine beiden Stieftöchter Yvonne und Lieselotte Solman adoptierte. Sie führen jetzt den Titel einer Gräfin Frankenberg. Gräfin Lieselotte hat den Grafen Clemens Westphalen geheiratet, Gräfin Yvonne aber ist die Gattin des bekannten Verlegers von Wagner, Strauß und Puccini, Otto Fürstner. In ihren schönen Räumen in der Viktoriastraße machen beide einen Salon, der elegant und up to date ist.

O Markt der Eitelkeiten. Nein, etwas mehr, auch hohe Politik bringt uns der Gotha. Das Kombinieren königlicher Ehen, die für Europens Schicksal doch vielleicht bedeutsam sind. Wen wird der König-Junggeselle Boris von Bulgarien, schon vierunddreißig Jahre alt, heiraten, wen der nur einige Monate jüngere Prinz von Wales, der für den Erben eines großen Reiches recht lange wartet? Und der italienische Kronprinz? Er ist zwar erst dreiundzwanzig, aber der einzige Sohn des Königspaares. Und noch eine vierte große Partie schwimmt auf dem Heiratsmarkt der Könige. Juliane, Kronprinzeß der Niederlande, nicht gerade hübsch, doch klug. Zurzeit genießt sie ihre frohen Achtzehn als Leidener Studentin. Ihr Prinzgemahl darf nicht katholisch sein. Also blättert hübsch im Gotha, wer dort Freier wird. Kein deutscher Prinz (Nous avons demandé un taureau, et on nous a envoyé un boeuf," sagen die Holländer vom Vater-Prinzgemahl). So wird es wohl ein nachgeborener Prinz aus Englands oder Schwedens Königshause werden.

Wie hübsch und nett war es früher, als gelangweilte Prinzessinnen sich immer wieder die Zeit damit vertrieben, fürstliche Heiraten zu kombinieren. Jetzt ist zuviel entthront, das Spiel macht nicht mehr Spaß. Oder soll man sich aus Lippe, Reuß und Hohenlohe ein Paar zusammenstellen? In den Familien gibt es Prinzen und Prinzessinnen wie Sand am Meer.

À propos Reuß. Da heißen alle Heinrich und tragen zur Unterscheidung Nummern. In jedem Jahrhundert wird neu angefangen zu zählen. Doch wer behält die Heinriche und ihre Zahlen? So haben alle Abkürzungen oder Uebersetzungen ihres Vornamens: Harry, Enzio, Iko, Liko, Henry und Henricus. Kein großes Fest in Berlin WW ohne die Prinzen

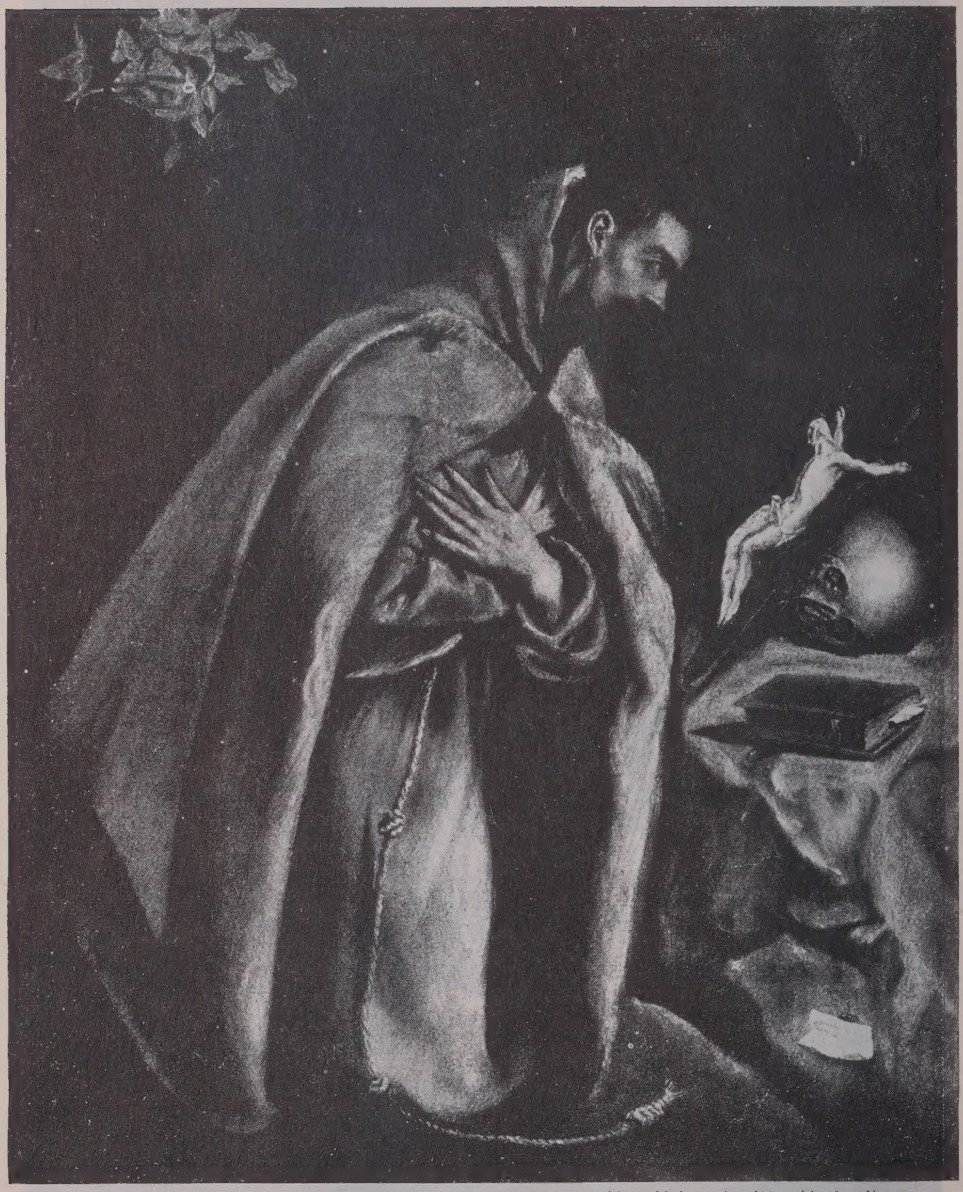
Heinrich XXXVII. und XLII. Henry und Enzio werden sie genannt. Dem Beispiel ihrer Mutter folgend haben sie schlicht bürgerlich geheiratet. Hat doch diese, in erster Ehe Prinzessin Heinrich XVIII. Reuß, geborene Herzogin von Mecklenburg, einen Altersgenossen ihrer Söhne, den Rittmeister a. D. Robert Schmidt geheiratet, und da nach internationaler Courtoisie den Prinzessinnen aus regierenden Häusern das Prädikat ihrer Geburt verbleibt, heißt sie jetzt Ihre Hoheit Frau Schmidt.

Ihre Hoheit Frau Schmidt. Darin liegt neudeutsche Fürstenfreiheit und Romantik... Wirklich, der Gotha ist so interessant wie Balzac oder Proust. Man muß nur in ihm lesen können.

J. Maçon

Aus Zervos „Picasso" (Cahiers d'Art, Paris)

Pablo Picasso, Sein Sohn im Harlekin-Kostüm



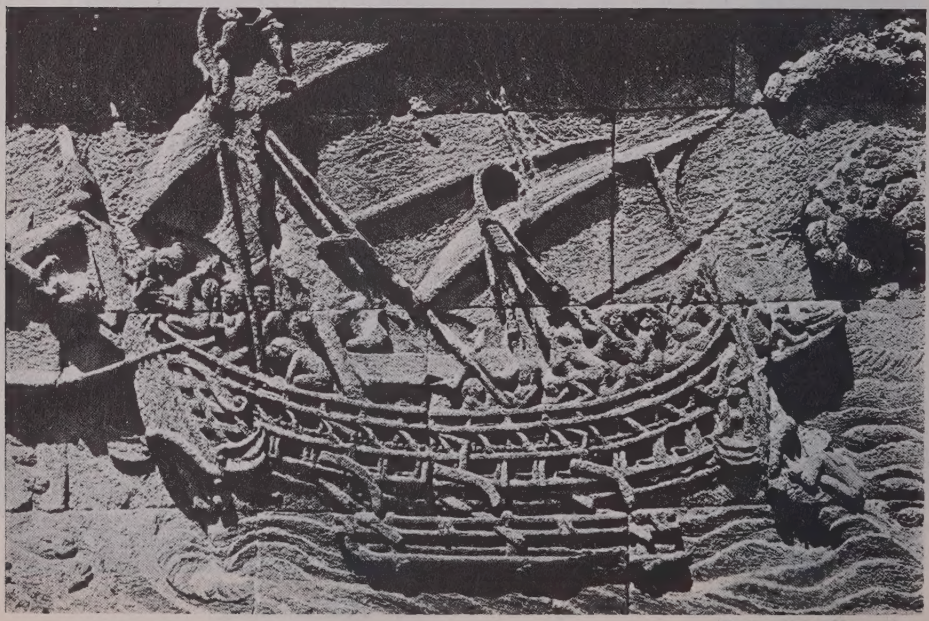
Ausst. Alter Meister im Düsseldorfer Kunstverein

El Greco, Der hl. Franziskus. Slg. Arthur Hauth, Düsseldorf

Slg. H. v. Garvens, Hannover

Aubrey Beardsley, Mort d'Arthur. Federzeichnung

Fischer auf Ceylon



Photos Fritz Kronenberg

Relief vom Borobudur auf Java

Eduard Braun — Holzschnitt (Lindenverlag)

EIN NEUER FORD

Von

MAX HERMANN BLOCH

Hunderttausende, vielleicht mehr als eine Million Analphabeten steuern Automobile. In den entlegensten Winkeln unseres Erdballes sitzen Neger, Malaien, Kulis, kurz die halbe Farbenskala, hinter Steuerrädern, die meistens zu einem Ford gehören. Es erscheint notwendig, an diese groteske Tatsache zu erinnern, wenn man im ganzen das Verdienst würdigen will, das Henry Ford um Weiterentwicklung und Gestaltung der Erde hat. Unzählige Kilometer neuer Landstraßen wurden für die 15 Millionen Wagen gebaut, die bisher seine Werke verließen. Selbst im letzten Dschungeldorf ist der Name Ford bekannt, selbst wenn die Begriffe Edison und Marconi noch nicht bis dorthin gedrungen sind.

Nicht zum wenigsten verdankte der bisherige Fordwagen seine ungeheure Verbreitung der Einfachheit, mit der er zu bedienen war. Mit wenigen instinktiven Bein- und Fußbewegungen war dieses Fahrzeug zu dirigieren, und diese wenigen Bewegungen waren sozusagen atavistischer Art, so daß beinahe jeder Urwaldaffe fähig war, einen Fordwagen zu steuern. Man wird hiernach ermessen können, daß für die Mehrzahl der Erdbewohner das Erscheinen eines neuen „Ford" erheblich lebenswichtiger ist als beispielsweise eine große Revolution in China. —

Lange war alles in Spannung, welcher Art die Veränderungen und Verbesserungen sein würden, mit denen Henry Ford überraschen würde. Des Rätsels Lösung wurde nun veröffentlicht, und man steht eigentlich nicht vor einer welterschütternden Neukonstruktion, sondern vor Verbesserungen der Details. Dem Fachmann ist dies nichts Erstaunliches, denn seit einigen Jahren ist die Konstruktion von Kraftwagen stabil. Das vorige Fordmodell war in manchen Dingen etwas rückständig, wurde durch den neuen Typ auf den allgemeinen Standard gebracht, den es in manchen Dingen sogar übertrifft.

Der Motor wurde durch Modernisierung, Aluminiumkolben und dergleichen, auf höhere Leistung gebracht, das Getriebe ähnelt mit seiner Handschaltung, drei Vorwärtsgängen und einem Rückwärtsgang den meisten sonst üblichen Konstruktionen, das Untergestell bekam einen schöneren Kühler, Drahtspeichenräder, eine leicht gehende Steuerung und die Vierradbremse.

Das Allerwesentlichste für das Ursprungsland, nämlich die Vereinigten Staaten von Amerika, das ja gleichzeitig den größten Teil der Fabrikation aufnehmen soll, ist die Ausstattung. Seit es konstruktiv keine großen Unterschiede mehr zwischen den einzelnen Marken gibt, richtet der amerikanische Automobilfabrikant sein Hauptaugenmerk auf die Ausstattung. Man nennt das drüben Equipment, und es scheint manchmal, das man dieses Wort geradezu liebt. Der neue Ford also ist „equiped" mit vorderen Stoßstangen, hydraulischen Stoßdämpfern, automatischem Scheibenwischer, Rückblickspiegel, Stoplicht, Kilometerzähler, Brennstoffmesser, letztere beiden Gegenstände auf einem besonders hübschen, beleuchteten Armaturenbrett.

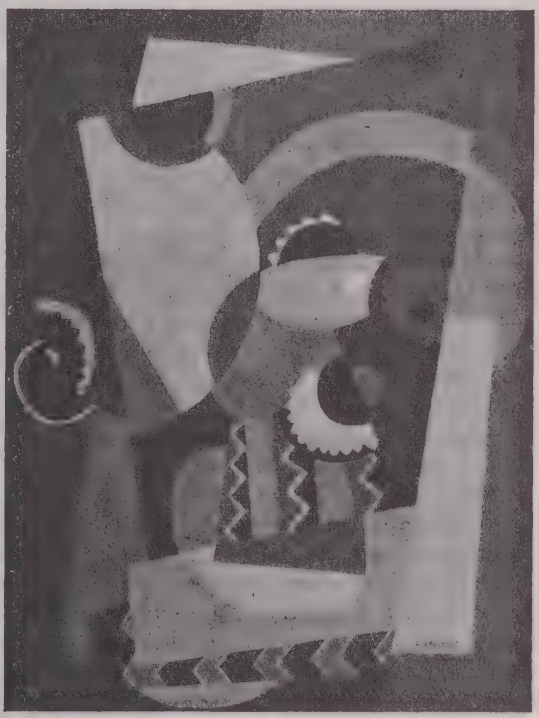
Die Karosserien sind dem Geschmack der Neuzeit entsprechend niedriger, abgerundeter und besser ausgestattet, wodurch das ganze Fahrzeug einen erheblich eleganteren Eindruck macht als bisher. Die Auswahl der Karosserietypen selbst ist beeinflußt durch den internationalen Geschmack, der von jeder Konstruktion Harmonie der Linienführung in jedem Teile verlangt.

Es ist eine Tat, dem billigsten Wagen, der auf der Welt hergestellt wird, viele der oben genannten Teile beizugeben, die man bisher nur bei erheblich teureren Marken fand.

Aufsehenerregend ist die Verwendung von stahlhart gepreßten Baumwollfasern in Zahnrädern. Fast ein Jahrzehnt hat die amerikanische Industrie an diesem Problem gearbeitet; daß Ford es nun in seinem neuen Typ verwendet, beweist, daß es gelöst ist. Der Vorteil dieses Materials liegt in seinem geräuschlosen Lauf, den jeder zu schätzen weiß, der jemals durch Zahnradgeheul im Innern eines Wagens zermürbt wurde. Eine Großtat ist weiter die Verwendung eines nicht splitternden Glases für die Karosserie. Ein derartiges nicht splitterndes Glas, bei dem zwei dünnere Glasschichten auf eine zwischenliegende Cellonschicht hydraulisch gepreßt werden, ist seit anderthalb Jahrzehnten bekannt. Bisher erforderte jedoch die Verwendung dieses sogenannten Triplexglases bei größeren geschlossenen Karosserien einen Mehrpreis, für den man in den Vereinigten Staaten mindestens einen halben neuen Fordwagen kaufen konnte. Aus Statistiken ist bekannt, daß der weitaus größte Teil aller Personenverletzungen bei Zusammenstößen und sonstigen Automobilunglücks-

fällen von splitterndem Glase herrührt. Man wird hiernach ermessen können, von welch ungeheuerer Wichtigkeit die Verwendung eines derartigen Materials bei dem weitest verbreiteten Wagen der Erde ist.

Alle diese beschriebenen Konstruktionsänderungen und Verbesserungen wurden ungefähr im Rahmen der alten Fordpreise geschaffen, so daß man in den Vereinigten Staaten nach wie vor, je nach Aufbauform, ungefähr 400 bis 500 Dollar für einen nunmehr komplett ausgerüsteten fünffach bereiften Fordwagen zu zahlen hat. Ob für den deutschen Markt durch Transport- und Zollkosten die Wagen nicht allzusehr verteuert werden, wird die Zukunft lehren.



Valmier

In den besseren Kreisen der Vereinigten Staaten hielt man bisher den Ford nicht für ein vollwertiges Automobil. Man sagte dort: ich besitze zwei Automobile und einen Ford. Es war weder gentleman- noch ladylike einen Fordwagen in besseren Kreisen zu fahren, und es ist bekannt, daß Ford einen großen Schaden dadurch hatte, selbst kleine Flappers (sprich deutsch „Nuttchen") den Jünglingen, die ihnen Autofahrten anboten, bedeuteten, sie brauchten sich nicht zu bemühen, wenn sie im Ford kämen. Den Analphabeten, sowohl den wörtlich gemeinten als auch denen des Geschmackes hat lange Jahre der Fordwagen in seiner ursprünglichen, gewiß unschönen Form genügt. Dem durch die Entwicklung vorgeschrittenen Geschmacke will Henry Ford durch seine Neuschöpfungen genügen, zum Teil sogar eine kommende Entwicklung vorwegnehmen. Er erinnert hierbei etwa an den seeligen August Scherl, dem literarisch ähnliche Möglichkeiten vor Augen standen, als er den Plan faßte, solchen, die gerade lesen gelernt hatten, die Möglichkeit zu geben, sich bei ihm „emporzulesen". Henry Ford scheint Aehnliches in der technischen Entwicklung vorzuschweben. Bei der großen Masse, die ihm als Abnehmer hauptwichtig ist, wird dies sicher gelingen, ob Ladies and Gentlemen es mit dem guten Ton vereinbar finden werden, sich anzuschließen, bleibt abzuwarten.

IM ROTEN FRACK

Von

ANONYMUS

Parforce — —: Die mehr oder minder erfolgreichen Bestrebungen, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu säubern, haben sich, obgleich wir bereits beim wohllautenden „Wiekend-Kaffee" und „Schaumpun" angelangt sind, erstaunlicherweise noch nicht auf das Wort „Parforce" erstreckt. Wo doch die Uebersetzung „Mit Gewalt" ebenso richtig wie einleuchtend wäre. „Mit-Gewalt-Jagd-Verein" klingt doch schön und teutsch.

Nun braucht bei solcher Jagd durchaus nicht immer ein Mensch der „mit Gewalt Jagende" zu sein. Es ist sogar sehr reizvoll und nervenkitzelnd, wenn es umgekehrt vor sich geht:

Zog ich da zum Beispiel einmal an der Spitze der Träger auf einem Maulesel durch die ostafrikanische Steppe. Meine Gedanken waren rein von Mord; denn mit 65 Schwarzen hinter mir war ich lediglich damit betraut, das Lager von einer Wasserstelle zur andern zu verlegen. Die beiden zur Safari gehörenden Herren waren etwas früher aufgebrochen. Da bekam in fünfzig Schritt Entfernung ein sich friedlich sonnendes Rhinozeros Wind von mir und nahm mich alsbald unbedenklich und blitzschnell an! Warum, habe ich nie erfahren — es muß wohl Abneigung auf den ersten Blick gewesen sein! Mein alter kluger Esel war sofort im Bilde und haute windend mit mir ab, dicht gefolgt von dem aufgeregten Dickhäuter. Es dauerte einen kleinen Kilometer durch Klippen und Dorngestrüpp, bis ich — es gibt auch Schutzengel — zufällig in Schußnähe unseres Bwana Mkubwa kam, der meinem Verfolger prompt eine Kugel zwischen die Lichter setzte. Das war meine erste und kürzeste, aber bis jetzt aufregendste „Mit-Gewalt-Jagd!"

Schrecklichere Angst kann bei einer europäischen Jagd zu Pferde kein Reiter ausstehen, und das will allerhand bedeuten!

Denn manche schwitzen Blut und Wasser, die sich, weil sie schon öfters durch den Wald kochäppelt sind, zum Parforcereiten reif fühlen, und dann ahnungslos — mit Gewalt — mittun möchten.

Der Wunsch, parforce zu reiten, entspringt durchaus nicht immer rein sportlichen Beweggründen. Die Annehmlichkeiten und Vorteile, die man sich davon verspricht, sind sehr verschiedener Natur!

Erstens bietet sich — dies ist schon ein großer Anreiz — begründete Gelegenheit, ein prächtiges Gewand anzulegen und, wirksam gesteigert durch ein Monokel, den Eindruck eines absoluten Kavaliers hervorzurufen. Vergessen sind Teppiche, Grammophone, Gemälde und Pelze, mit denen man vor zwei Stunden noch in engster Berührung stand — man schlägt sporenklingende Hacken aneinander, sagt: „küß die Hand" und wird par force ein anderer als man im Alltagsrock war!

Dann schlängelt man sich, möglichst schon beim Stelldichein (denn: wer weiß, ob wir uns wiedersehen!), gewandt an das Ziel seiner Wünsche heran. Dieses kann ein einflußreicher Mann sein, dessen Bekanntschaft man auf diese

Weise sucht, oder ein ersehnter Auftraggeber, jemand, bei dem man gern eingeladen werden möchte, eine reiche Erbin, eine umschwärmte Frau und noch manches andere! Die Jagd an sich ist für diese Art Teilnehmer mehr ein notwendiges Uebel — sie sind vollkommen glücklich, wenn es ihnen gelingt, irgendwie am Halali zu sein und scheuen keine Umwege über glatteste Landstraßen, um hinzugelangen!

Wenn sie dann aus der Hand des rundlichen Masters, der auf seinem Rappen die Jagd geführt hat, den Eichenbruch in Empfang genommen haben, wissen sie zwar als Neulinge nicht immer, wozu der nun gut ist. Als Beleg sei ein Geschichtchen erwähnt, das mit einem Inflationsbörsianer passiert ist:

Er hatte bei seinem Debut einen Fall getan und sich die Nase geschrammt, war aber von mitleidslos-eifrigen Händen wieder aufgesetzt worden und vom Lumpensammler, dem Angestellten, der hierzu als letzter reitet, mitgeschleppt worden:

Zwei Spaßvögel redeten ihm nun ein, er müßte ein Blatt vom Bruch verspeisen, was nach altem Brauch vor Ungemach bei der nächsten Jagd schützte. Er tat es auch brav und gläubig — als er aber das nächste Mal dennoch wieder den Erdboden küßte — zog er sich mit den gelispelten Worten: daf' ist nichts für einen Börfenmann! endgültig in den Tempel Merkurs zurück, um nur noch den Dollar zu jagen!

Eine gottlob nie aussterbende Figur ist dagegen der Mäzen, die von allen maßgebenden Stellen mit größter Zuvorkommenheit behandelte finanzielle Säule des jeweiligen Vereins. Mitunter kann er sogar reiten! Oefter aber ist er zu viel beschäftigt mit Arbeit oder Vergnügen, um trainiert zu sein. Dann kommt es vor, daß er sein Pferd nicht beherrscht und der rundliche Master ihn als Glühwürmchen vor seinem Rappen herschwirren hat! Er nimmt ihn aber nur ungern wahr, und erst, wenn es anfängt, lebensgefährlich zu werden, flüstert er ihm den höflichen Vorschlag zu, doch gütigst eine Volte reiten zu wollen!

Darob freuen sich die übrigen Reiter, wie zahm und folgsam sich *ihre* Pferde lenken lassen.

Zahmer als vor Jahrzehnten ist aber sicherlich die Parforcereiterei bei uns geworden. Wenn man alte Reiter hört, die noch den berühmten Meuten der neunziger oder gar achtziger Jahre gefolgt sind, so muß man betrübt einsehen, daß so kostspielige Veranstaltungen wie damals heute nicht mehr ausführbar wären, sowohl was Flurschaden als auch lebendes Material anbelangt.

Bei der berühmten „F.F."-Meute wurde z. B. ein dreijähriger Keiler angejagt, der unmittelbar vorher mit einem Guß Jauche parfümiert worden war, damit selbst bei dem ihm gewährten großen Vorsprung seine Fährte für die Hunde gut haltbar blieb. Dadurch war die Richtung der Jagd sehr ungewiß und führte schließlich nach langer Dauer durch einen Fluß zu einem Dorffriedhof, auf dem das Halali notgedrungen stattfand.

So etwas waren nur Sachen für schwersolvente Jagdherren, denen es auch auf ein halbes Dutzend kostbarer Hunde nicht ankam, die der Keiler mit in die ewigen Jagdgründe nahm — zu schweigen von dem beschädigten Friedhof!

Nicht ganz so weit zurück liegt das wahrhaft tragische Ende eines Ueberläufers, den man angewiesen hatte, die letzte Nacht seines Erdenwallens in

einem sonst menschlichen stillen Betrachtungen vorbehaltenen Raum zu verbringen. Neugier oder Todesahnung ließ ihn seinen Rüssel zu tief in eine Versenkung stecken, so daß, als er zum letzten Gang geholt werden sollte, nur noch seine erkalteten Hinterläufe aus der Grube starrten!

Nicht immer hat man gleich Ersatz für solch schmerzlichen Verlust zur Hand, und wenn an dem betreffenden Jagdtage ausgerechnet ein sehr hoher Herr seine Teilnahme angesagt hat, so sind die Veranstalter in arger Verlegenheit — wenn sie es auch andrerseits vielleicht begrüßen, nur eine Schleppe legen zu müssen, statt eine immerhin riskante Wildjagd abzuhalten.

Denn ein hoher Herr ist meist auch ein älterer Herr — und auf daß es ihm wohlergehe — wird bei der Jagd keine Mühe gespart! In schweren Angstträumen der vorhergehenden Nächte rollt der Verantwortliche einen gigantischen Plüschläufer über die Gegend, damit „Er" sänftiglich darüber hingleite und endlich mit anerkennenden Worten eine gnädige Dankeshand reiche!

Der rauhe Wirklichkeitsmorgen zeigt aber, daß leider die Karnickellöcher, Fuchsbaue und steinige Stellen durchaus nichts von ihren Tücken eingebüßt haben. Es bleibt also nichts weiter übrig, als den Kurs so raffiniert wie möglich um mulmige Stellen herum zu führen, indem der Schlepper aufs ernsteste ermahnt wird, seine Duftkugel auf Schneisen und anderem ebenen Gelände entlang zu führen.

Hat dann alles bestens geklappt, so findet als Krönung des schönen Tages eine allgemeine Kaffeetafel an festlich geschmückten Tischen statt. Hierbei geht es wieder ganz „par force" fein zu! Die sonst so lustigen Kumpane sitzen sittsam hinter ihren Tassen, keiner ruft etwa ein Ulkwort über den Tisch oder verlangt vernehmlich nach dem sonst so unerläßlichen Belohnungsschnaps.

Der „Verantwortliche", links vom „Hohen" sitzend, sonnt sich in dessen Huld und vernimmt aus seinem Munde beglückt einen Teil des erwarteten Lobes, während der Umkreis ehrfurchtsvoll lauscht.

Aber der „Hohe" war auch einmal junger Leutnant und weiß noch sehr gut, wie verschieden es mit und ohne Vorgesetzte zugeht. Deshalb ruft ihn nach zwanzig Höflichkeitsminuten der Dienst — und mit „Ihm" angefangen atmet alles auf!

Nun kann auch der so lange unterdrückte Flirt zu seinem Recht kommen. Gänzlich schläft er zwar nie — spätestens beim Absitzen kann eine lieblich anzuschauende Reiterin sicher sein, daß mindestens sechs Armpaare sich darum reißen, sie vom Pferd zu heben und ihr sogleich etwas Rauchbares anzubieten. Die weniger reizvolle Amazone kann getrost selbständig herunterhüpfen und ihr eigenes Zigarettenetui zücken — es sei denn, daß ihr Gatte über einen hervorragenden Weinkeller verfügt. An diesem neckischen Spiel beteiligen sich sämtliche Herren — die Schwerenöter gewohnheits- und gewerbsmäßig, etwaige „Phili"-ster dagegen, um — par force — als Frauenverehrer zu erscheinen ...

Bei den Rössern äußern sich Flirtanzeichen nur gelegentlich, wenn etwa ein keusch gehaltener Hengst einmal besonders aufreizende Düfte in die Nüstern bekommt. Dies aber mißbilligt sein Reiter trotz des Balkens im eigenen Auge durchaus!

Am einfachsten erledigen sich etwaige Seitensprünge bei den Hunden.

Kommt einmal versehentlich eine heiße Hündin aus und schleicht sich mit schuldbewußt gesenktem Blick bei Morgengrauen nach dem Kennel zurück, so ist bestimmt darauf zu rechnen, daß sie reinrassige Kreuzworträtsel werfen wird, die dann schleunigst ihren Herkunftsort mit der Regentonne vertauschen müssen.

Wäre doch alles so einfach in die Reihe zu bringen und nicht von uns Menschen — par force — erschwert!

Josef Urbach

IM GRÜNEN FRACK

Von

S. v. E.

„Abends Essen 6½ Uhr, Anzug: grüner Frack", stand auf der gedruckten Jagdeinladung. Artur war außer sich, denn er hatte nur einen schwarzen, aber mein Schwager sagte: „Das kann man von einem Stadtmenschen auch nicht verlangen, grünen Frack tragen nur unsere jagenden Landjunker hier!" Bedenklicher war meine Lage, denn meine Schwägerin sagte: „Du wirst auffallen mit deinem kurzen Haar und kurzen Kleid!"

Und ich fiel auf.

Es war eine ganz sonderbare Atmosphäre, in die ich stieg, als ich mit meinen Verwandten gemeinsam die breite Freitreppe hinaufkletterte, schwer behangen mit Pelzen, die mein Kleid zerknitterten, die aber wegen des offenen

Kutschwagens unumgänglich waren. In der hohen, breiten Halle harrte schweigend ein Diener mit Diplomatengesicht, dessen altmodische Uniformierung mit weißen Gamaschen und Eskarpins schon betonte, daß der Geist des Hauses absichtlich hinter dem raschen Schritt der Zeit zögerte. Ebenso das Schlafzimmer der Hausfrau, in das wir Damen geleitet wurden: kein Marmorwaschtisch, kein anschließendes Bad, keine Zentralheizung dankte den Fortschritten der modernen Technik. Ein leises, unbetontes Kopfnicken galt den anderen Damen, die sich ihrer Pelze schon entledigt hatten; ich tat alles, wie meine Schwägerin. Besorgt spähte ich zu der altmodischen Vornehmheit einiger älterer Damen, die im hochfrisierten Haar ein Diadem trugen, und deren festem, fast königlichem Schritt eine Schleppe aus starrer Seide folgte. Doch gab es auch zum Glück junge Frauen mit Bubikopf, freien Armen und gelösten Bewegungen.

Ich flüsterte Vera zu: „Ich finde nicht, daß euer Landadel einen verarmten Eindruck macht!"

Sie lachte hochmütig: „Glaub' ich! Sie zeigen's nicht! Die sind stolz, du! Zum Beispiel Bredows hier müssen im Frühjahr verkaufen — sie geben dies Jagddiner nur wie zum Abschied, oder aus Trotz. Sonst gibt es kaum noch große Diners im grünen Frack!"

Als wir die zweiteilige Treppe hinunterstiegen, harrten unten die Herren auf ihre den Puppen entschlüpften Schmetterlinge und stürmten dann familienweise die Bastille der angesammelten Gäste im Salon. Mein gewandter Artur stand schwarz und unbeholfen zwischen all den hohen, dunkelgrünen Gestalten, denen das Johanniterkreuz an der Seite oder auf dem Frackhemde leuchtete — von künstlichem Dünger, dem heutigen Ergebnis der Kesseljagd, von Kornpreisen und Flintenkaliber konnte er nicht eben viel mitreden. Er faßte mich ängstlich am Arm: „Du, die heißen alle Oertzen oder Maltzahn, Bülow oder Blücher, Bernstorff oder Bredow — du kannst sie nur durch die Gutsnamen unterscheiden, die ihrem Familiennamen angehängt sind!"

Die Wirtin kam uns frei und freundlich entgegen. Nichts von der Unsicherheit derer, die nur noch zu Gast auf ihrem Eigentum sind, war an ihr. Sie stellte mir einige grüne Fracks mit windgeröteten Gesichtern vor: „Oertzen-Lübow", „Oertzen-Kurndorf", „Oertzen-Tessin", „Oertzen-Randow", „Oertzen-Klettenburg" — dann kamen gottlob Maltzahns dran. Ich behielt nichts als den Eindruck kräftiger warmer Hände und hoher Gestalten. Man sah ihnen an, daß sie von Schenkeldruck und Büchsenlauf etwas verstanden, und daß sie es gewöhnt waren, einem Dorf voller Leute Herr, Beschützer und Vorbild zu sein. Nur ein kleiner dicker Abtrünniger, der sich in die Autobranche verirrt hatte, wurde mir mit leisem Lächeln als die „Vitamine-Reklame" vorgestellt.

Ein altes Fräulein von Bredow nahm mich mit der Erklärung des Bernstorffschen Stammbaumes gefangen — man sah den Wald vor Bäumen nicht; nur an einigen jungen Gesichtern sah ich die mitleidige Bestätigung, daß ich einem allgemein anerkannten Schrecken in die Hände gefallen war.

In einer Ecke, streng gesondert von den jungen Herren, die von Jagd, Fohlenzucht und Hypotheken sprachen, stand ein Trüppchen junger Mädchen in hellen Kleidern — ein Typus, wie ich ihn ausgestorben wähnte in unserer

Otto von Wätjen, Frau Grote-Surén (Pastell)

Alexander Tischler (Moskau), Bildnis (Oelgemälde)

Wide World Photo

Winter in St. Moritz

Photo Esch, Ludwigslust

Im Schloßgarten von Ludwigslust (Mecklenburg)

Zeit. Kindlich unberührte Gesichter kontrastierten mit einer selbstsicheren, unbewußt stolzen Haltung, ihr Wesen war frei in einer kaum begreiflichen Enge, ihre Gespräche drehten sich um Gesangstunden, Bücher und Hühnerstall. Der Kammerherr rieb sich die Hände und lobte ein Kleid, der Landrat gratulierte dem Jagdherrn zu dem heutigen Jagdergebnis. Ein „Du" war nur da zu hören, wo engste Verwandtschaft es rechtfertigte. Bredow bot eben seiner Kusine zweiten Grades den Arm mit den feierlichen Worten: „Darf ich Sie

Arthur Grimm Litho

um die Ehre bitten, gnädigste Kusine!?" Es war das Signal zum Essen, und die Gespräche zersprangen wie Seifenbläschen, weil ein grüner Ellenbogen nach dem anderen sich sein Opfer aus dem Klümpchen der hellen Damenwelt holte.

Das Diner wurde eingeleitet mit einem Hoch auf „unseren gnädigsten und geliebten Landesherrn", den Großherzog, und Damen und Herren erhoben sich, um die Gläser bis auf den Grund zu leeren. Das Bild hätte einen Rembrandt begeistert. Das warme rote Kerzenlicht, das dem kalten Kunstlicht heute das Wort verboten hatte, spielte mit dem aufgehäuften, schweren, umständlich gearbeiteten Familiensilber auf der Tafel, mit den Wappen, alten

Ottomar Starke

Speeren und Schildern an der Wand. Spielte auch in den Gesichtern dieser Menschen ein seltsames Spiel — da kam hinter der ersten Zurückhaltung und Kühle eine kindliche, fast derbe Heiterkeit zutage, eine Lebenslust, die nichts von Ueberspannung und Nervosität kannte. Ein Humor, der nicht scharf und kritisch, sondern gutmütig und treffend war.

Diese Menschen sind nie gehetzt und maschinell unpersönlich. Ihr Wesen trägt den Stempel des „ich habe Zeit", denn sie haben das Warten gelernt, wenn sie Jahr für Jahr geduldig in das Werden der Scholle hineinlauschten. Sie haben die unbeirrbare Sicherheit dessen, der sich durch Jahrhunderte seines Besitzes und seiner Pflicht bewußt ist. Sie haben den trotzigen Stolz der Bodenständigkeit und des Blutes. Sie haben die Zähigkeit des Bauern und die gelassene, selbstverständliche Einfachheit des Vornehmen. Sie haben die Enge der Rückständigen und die Unbekümmertheit, die konzessionslose Gerade des Machthabers — alles das haben sie in unsere gewandelte Zeit weiter hineingetragen, und sie kamen mir vor wie ein Fähnlein Versprengter auf verlorenem Posten.

Sie werden sich, wenn schon äußerlich, so doch nie innerlich dem Lauf der Welt fügen — sie waren es gewohnt, den Lauf der Welt zu regeln. In dieser Generation werden sie sich nicht fügen! Ich hatte das Gefühl, als schlössen sie sich mit ignorierendem Schweigen hermetisch gegen alles fremde Andrängen ab — selbst meinem schmalen Persönchen ließen sie nicht Raum, denn ich war ein Vertreter der Welt, die nicht in die ihre gehörte. Nicht kühl, nicht schroff, nicht neugierig kam man mir entgegen, aber ich fühlte es einfach, daß ich aus diesem Kreise ausgeschlossen wurde.

Vielleicht, weil ich ihre stolz verborgenen Leiden nicht kannte. Oder weil ich die langsame Gewordenheit und schweigsamen Werte: Bodenständigkeit und Tradition nicht begreifen konnte. Oder weil sie in stiller Abwehr spürten, wie ich mich über ihre Enge und ihre Kleinlichkeiten amüsierte. Ich weiß es nicht.

Ich erzählte von Berlin und wußte, daß es nur die Stadt war, in der man Weihnachten Einkäufe für die Dorfbescherung macht, wo man zum Zahnarzt geht, wo man sich neugierig umsieht, und wo man sich früher bei Kempi und Thielscher bunten Nährstoff für ein langes, graues Winterhalbjahr holte. Ich erzählte von Revuen und wurde von den Müttern in staunenswerter Gewandtheit mit Zwischenfragen unterbrochen und lahmgelegt. Ich fand, daß die meisten modernen Bücher als unpassend befunden wurden. Und vom öffentlichen Leben und Politik hatte die Jugend wenig Ahnung.

Und doch konnte ich mich dem mitreißenden Scharm der Lebensgeister, die die Sektbläschen herausgeklopft hatten, nicht verschließen; es war beinah wie eine stille Abmachung, heute noch froh zu sein, und wenn morgen auch schon der Teufel käme! Raubrittergeist!

Aber sie sind keine Räuber mehr, sie sind Beraubte. Die Not hat an all die massiven Türen der langgestreckten Häuser des Landadels geklopft. Sie hat überall zähen Trotz gefunden, der des Ahnherrn Blut verrät.

Ich hörte davon, als ich mich nach Tisch an die Tür des Herrenzimmers pirschte, erstaunt gefolgt von den Blicken der Damen, die ein eigenes Lager aufgeschlagen hatten und keinen Zwischendienst kannten.

Auf dem roten Teppich stand der alte Bülow in seinem grünen Frack, spielte in den Knien, drehte eine Zigarre zwischen den Fingern und brummte vor sich hin: „Ich kloppe mein ganzes Holz runter — Anschonungen, die mein Urgroßvater angelegt hat!“

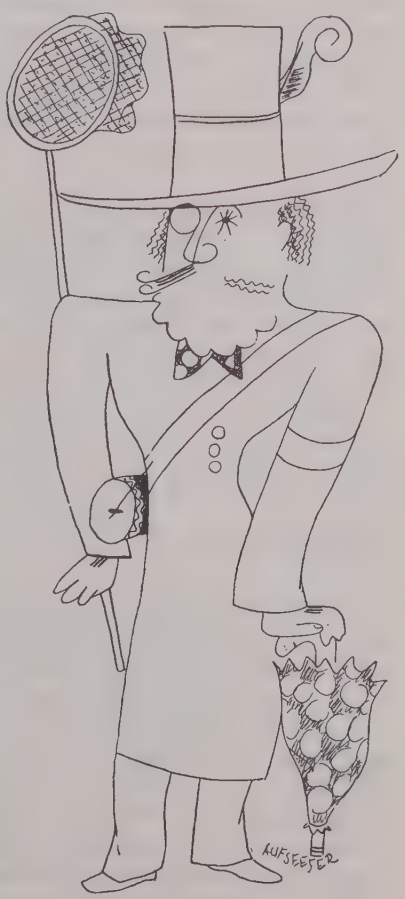
„Blücher hat seine Jagd verpachtet!“

„Und der Grammentiner seine schöne Schafherde verkauft!“

„Bei Wense ist Zwangsversteigerung angesetzt worden, und der Gültzower hat verkauft!“

„Ja, für 'n Butterbrot!“

Ein Bernstorff legte die Bridge-Karten hin — er verlor und gewann mit der unbekümmerten Heiterkeit seiner Rasse — —. „Mir rät mein Pfleger, schleunigst zu verkaufen, später kriegt man gar nichts mehr. Aber ich halt's noch! Umsonst hat mein Vater doch ooch nich auf dem Boden geschwitzt! Ich halt's, und wenn ich nachher mit 'n weißen Stab vom Hof ziehen muß!!“



Ernst Aufseeser

„Und Ihre Familie?"

„Denkt wie ich!"

Das klang stolz.

Der lahme Maltzahn, das sogenannte „Hufgeschwür", sagte bedächtig: „Tja, Durchhalten ist das einzige — — es muß doch mal etwas für uns getan werden, so kann's doch nich weitergehn!"

Erregt sprang Oertzen auf (er hieß „der Fliegenschnäpper", weil er stets aufgeregt mit dem Mundwinkel zuckte): „Glauben Sie doch das nicht, meine Herren! Das ist alles systematischer Ruin! Es kommt noch viel doller. Für uns Landleute gibt es keine glücklichen Zufälle mehr, auf die man hoffen könnte!"

Die vier Bridge-Spieler spielten gelassen weiter.

„Ja, sie wollen uns ausrotten", sagte Bredow langsam, es klang, als zerspränge die Kette seines Geschlechtes mit hörbarem Klirren.

Die „Rokokokomode", so genannt wegen seiner Liebhaberei für Antiquitäten, stieß einen amüsierten Ton aus. „Scheve, kennen Sie die Geschichte von dem Bauern, der schon zwei Schwestern nacheinander geheiratet hat und sich nun, nach dem Ableben der beiden, mit der dritten aufbieten lassen will? Der Pastor redet ihm gut zu: ‚Lieber Mann, Sie haben doch schon so schlechte Erfahrungen gemacht, nun lassen Sie bloß die Finger von dieser dritten, das soll die schlimmste sein!' — Antwort: ‚Je, Herr Pastur, ick will de Art utrotten'!"

Ohrenbetäubendes Gelächter und blaurote Köpfe. Der Diener muß Bier nachholen. Es bricht der Humor durch die Schicht der Sorgen und fördert eine Reihe von Schnäcken und Schnurren zutage.

Die Damen auf ihrem Isolierschemel bewegen sich in einem kleinen Interessenkreis: ihrer Hauswirtschaft, mit der sie ihren Männern helfen, wissend um alle kommenden Nöte, keine Schonung beanspruchend, tatkräftig und mit kindlichem Begnügen. Gefährtin und Dame — nicht Eva!

Fräulein von Bredow ist wieder bei den Stammbäumen. Die Familientante der Blüchers, „Göttin der Ueberfracht" genannt, weil außerhalb der Grenze von zwei Zentnern, ruft laut und fröhlich in die Gegend: „Ich war vorgestern in Berlin, zweimal Zweiter, mit drei Handtaschen und vier Margarinekartons, das macht gar nichts. Habe prachtvoll eingekauft, immer heruntergehandelt! Am besten kauft man in den Warenhäusern!"

Der Gattin des Kammerherrn sieht man es an, daß sie diese Vertreterin ihrer Kaste in Berlin nicht für günstig hält. „Ich kaufe in keinem jüdischen Laden! Man schimpft sonst immer auf die Juden und wirft ihnen dann doch sein Geld in den Rachen. Das beste ist: Boykott!"

„Wenn sie's einem billiger lassen, warum nicht?" Die „Göttin" ist von erdrückender Selbstsicherheit, aber die Tagelöhner in Carmin wissen ihre helfende Tatkraft zu schätzen, wenn Not und Krankheit an ihre geteilten Türen klopfen.

„Dann ist ja jeder Wert von Prinzip und Haltung hinfällig!" ist die verweisende Antwort.

„Bei Prinzip und Haltung werden wir noch selbst hinfallen!" Das ist ein Stich ins Wespennest.

Eine Gewandte unterbricht: „Meine Liebe, wieviel Eier erzielen Sie täglich von Ihrem Hühnerhof?“

Nun loht der Kampf der Konkurrenz auf, denn es ist Mode jetzt, Geflügelzucht zu betreiben und sich tüchtig zu erweisen.

Ich gehe zu den Jungen, die im Nebenzimmer tanzen, bewacht von einer lorgnettierten Tante. Hier herrscht ein leichterer Ton, und meine hängenden Flügel kommen wieder etwas in Bewegung. Die zwei Geschlechter fanden sich hier zusammen, und die jungen Ehepaare, die nicht so genau ihre Worte wägen, werfen mit kleinen Unverschämtheiten und unternehmungslustigen Augen um sich. Die Unverheirateten halten sich gemessen zurück. Ein „Klutenpedder“ fordert mich auf, er trägt weiße Glacéhandschuhe, er wirbelt mich mit ½ Meter Abstand und graziöser Schwenkung zehn Minuten Walzer linksrum durch das Gelände, ich halte tapfer aus. Ein junges, blondes Mädchen, das so rasserein und schlank wie eine Engländerin aussieht, nur ohne den schläfrigen Ausdruck, sieht mir spöttisch zu.

„Das war wohl nichts für Sie, gnädige Frau?“ sagt sie, als ich ausgepumpt in einen Sessel sinke.

„Entsetzlich!“ murmele ich.

„Habe ich auch gesagt, bevor ich hier herauskam und lernte, was man an den altmodischen Rückständigkeiten seines Kreises besitzt. Der Wert liegt tiefer, als Sie denken!“

Sie ist Studentin. Fast alle jungen Mädchen erlernen einen Beruf, und bei ihnen weht ein frischer, tatkräftiger, selbstbewußter Wind. Sie nehmen aus ihrer Bodenständigkeit die Kraft, in das dienernde Leben der Stellungsabhängigkeit Charakter zu tragen. Aber der kindlich enge und bezaubernd weltferne Zug, wie er in den Gesichtern der Mütter ist, fehlt.

Ein Mädchen mit gefärbten Lippen — das einzige — spricht mich an: „Finden Sie nicht auch diese Ansammlung von adelsgeschwollenen Leuten einfach entsetzlich?“ Sie ist selbst adlig und studiert Musik in Berlin. Sie tanzt mit meinem Artur von dannen, beide aalschlank und beweglich. Ich finde, daß sie tadellos aussehen. Die wachthabende Tante an der Tür hebt das Lorgnon: „Da haben sich ja die richtigen zusammengefunden!“

Also ist das Mädchen mit den roten Lippen auch eine Ausgeschlossene aus dem festen Kreis der „Versprengten“!

Nicht das Blut allein macht die Zugehörigkeit aus, sondern vor allem die Treue. Die Treue zu alten Sittlichkeitsbegriffen und zur Scholle.

Ein Sprichwort fällt mir ein: „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt!“ Wenn das Land verarmt, muß da nicht das ganze Volk verarmen?

Um 11 Uhr meldete der Diener den ersten Wagen. „Soll in den Schatten fahren!“ hieß es fröhlich. Aber um 12 Uhr saßen wir vermummt im Wagen, Artur hatte dem Diener mit den weißen Gamaschen scheu das Trinkgeld in die Hand gedrückt; das unbewegliche Gesicht schien es zu mißbilligen.

Nach einer langen Weile Fahrt sagte ich zu Vera: „Den Landadel kennt eigentlich niemand von uns recht! Man müßte darüber schreiben!“

Da sagte sie schroff: „Das laß! Den versteht doch keiner!“

Touchagues

MONDSCHEIN

Von

PITIGRILLI

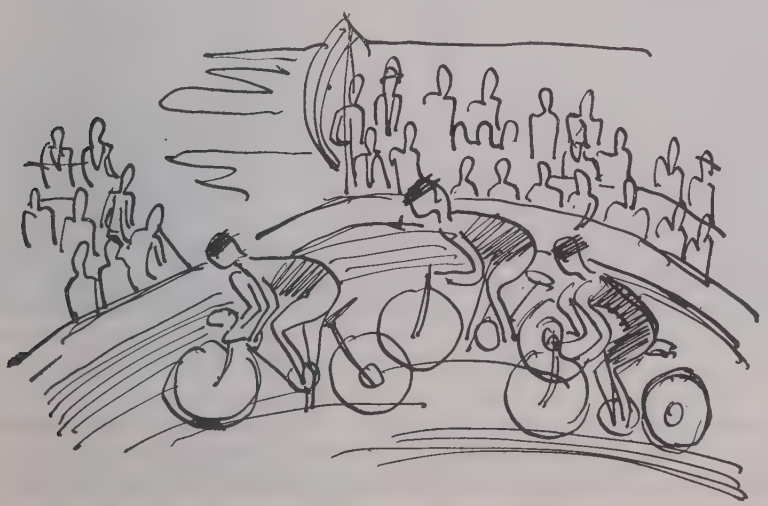
Oskar Krook wurde als Sohn reicher, aber rechtschaffener Eltern in Schweden geboren, der Heimat Christinens von Schweden und des schwedischen Punsches. Sein Großvater, ein protestantischer Pfarrer, lehrte ihn die Bibel lesen und Harmonium spielen, doch tummelte er sich viel lieber zwischen den Hebeln und Rädern der väterlichen Fabrik. Sein Vater — muß das noch erwähnt werden? — war der berühmte Gustav Krook, Erfinder und Fabrikant jenes Rasierpinsels, der mit dreifacher Geschwindigkeit ausgewechselt werden kann. Im Gegensatz zu den Söhnen von Genies, die unweigerlich Kretins sind (zum mindesten sind es die wenigen, die *ich* kennenlernte), übertraf Oskar Krook den Vater an Genialität; er besaß gleich ihm das Talent für Mechanik, Mathematik und Erfindung. Seine fünf Schwestern hingegen, sämtlich dürr, lang, schmal wie ein Bund Dietriche, schienen für rhythmischen Tanz, für Blumenmalerei, lyrische Poesie und symphonische Musik geboren zu sein! Sie hatten das Haus sozusagen in einen Basar der Aesthetik, einen Markt der Geistigkeit, in ein „Hotel Meublé" der Musen umgewandelt.

In diesem Hause sprach man nur in Symbolen: Die Griffe der Kommoden besaßen transzendentale Bedeutung. Man bewegte sich nur rhythmisch nach dem Muster griechischer und ägyptischer Basreliefs. Jedes Geräusch, auch das aus der Küche erklingende, hatte ästhetische Bedeutung und eigene Instrumentation. Die fünf Schwestern, in ihrer Schlankheit einem Bund Dietriche vergleichbar, nährten sich von purer Schönheit.

Vielleicht waren sie deshalb so mager.

Nach dem Tode des Vaters erbte Oskar Krook eine gewisse Summe, die es ihm ermöglichte, eine Mitgift nebst Frau zu heiraten. Er verließ das von Poesie und Mondschein erfüllte Vaterhaus, welches ihm, der nur für Mechanik und Mathematik Verständnis hatte, höchst widerlich war. Schon im Alter von 18 Jahren hatte er die wissenschaftliche Welt mit der Erfindung des Teleoficleds verblüfft: ein Musikinstrument, das mittels Herzscher Wellen in x-beliebiger Entfernung erklingt. Der wehrlose Zuhörer ist außerstande, herauszufinden, auf welchem Punkte der Weltkugel der Spieler musiziert. Dieser wiederum hat die Illusion, ein großer Virtuose zu sein, obzwar er sich selbst nicht hört. Er löst das Problem, absolute Musik zu genießen und gleichzeitig dem Publikum käufliche Musikware zu vermitteln, denn, während er in seine Röhren das „Ave Maria" von Gounod bläst, hört man jenseits des Indischen Ozeans das letzte Chanson der Piedigrotta.

Die verschiedenen Installationen und zahlreichen Experimente kosteten den Erfinder die Hälfte des väterlichen Erbteiles. Um nicht auch die andere Hälfte zu verlieren, finanzierte er damit die Ausnutzung eines zweiten Patentes, nämlich die Umwandlung alter Automobilreifen in Gummipastillen gegen den Husten. Die Erfindung hätte sich trefflich rentiert, wenn die Propaganda geschickter und zudem Anfang des Herbstes, wenn alle Leute zu husten beginnen, lanciert worden wäre, nicht aber am Ende des Frühlings, wenn kein Mensch mehr hüstelt. Oskar Krook stand an der Schwelle des Bankrotts. Nur ein Ausweg blieb ihm noch: die Produktion der Zitronenaustern. — Da Südfrüchte der Transportkosten wegen in Schweden teurer sind als Mollusken, so war ihm der Gedanke gekommen, in den Restaurants von Skandinavien und Umgebung alle fauligen und ausgequetschten Zitronen aufzukaufen und sie in ein zementiertes Bassin der Ostseebucht zu schütten. Hier kamen die Austern zur Welt, wuchsen, gediehen und reiften im Safte der Zitronen, beschattet von



E. L. Kirchner. Aus: Schiefler, Das graphische Werk Kirchners (Euphorion-Verlag)

den großen Blättern der Pfefferſträucher, die sich über sie neigten, um sich im Wasser zu spiegeln und die Mollusken zu würzen. Aber ausgerechnet in demselben Jahr brachte der Fürst von Galles die Mode auf, Austern „naturell“ zu essen, d. h. ohne Pfeffer und ohne Zitrone. Der Erfinder wäre samt seiner Gattin verhungert, wenn sie nicht die unverkauften Austern zu verzehren gehabt hätten.

Die Frau starb an Mißvergnügen und Typhus.

„Und es war doch das Richtige!“ rief Krook eines Tages auf dem Gipfel der Selbstzerfleischung und schlug sich vor die Stirn mit der Geste und den Worten André Chéniers, als man ihn zum Tode führte.

„Ja, für alles Mechanische bist du sehr begabt, aber im Leben fehlt dir der praktische Sinn,“ erwiderte ihm der alte protestantische Pfarrer — Großvater und Harmoniumspieler, „du bist eben ein Phantast!“

„Ich ein Phantast, der ich, so früh ich nur konnte, von zu Hause weglief, um der blödsinnigen Poesie meiner fünf Schwestern zu entfliehen?“

„Ohne daß du es weißt, mein lieber Oskar, hast du schon zu viel Mondschein geschluckt!“

*

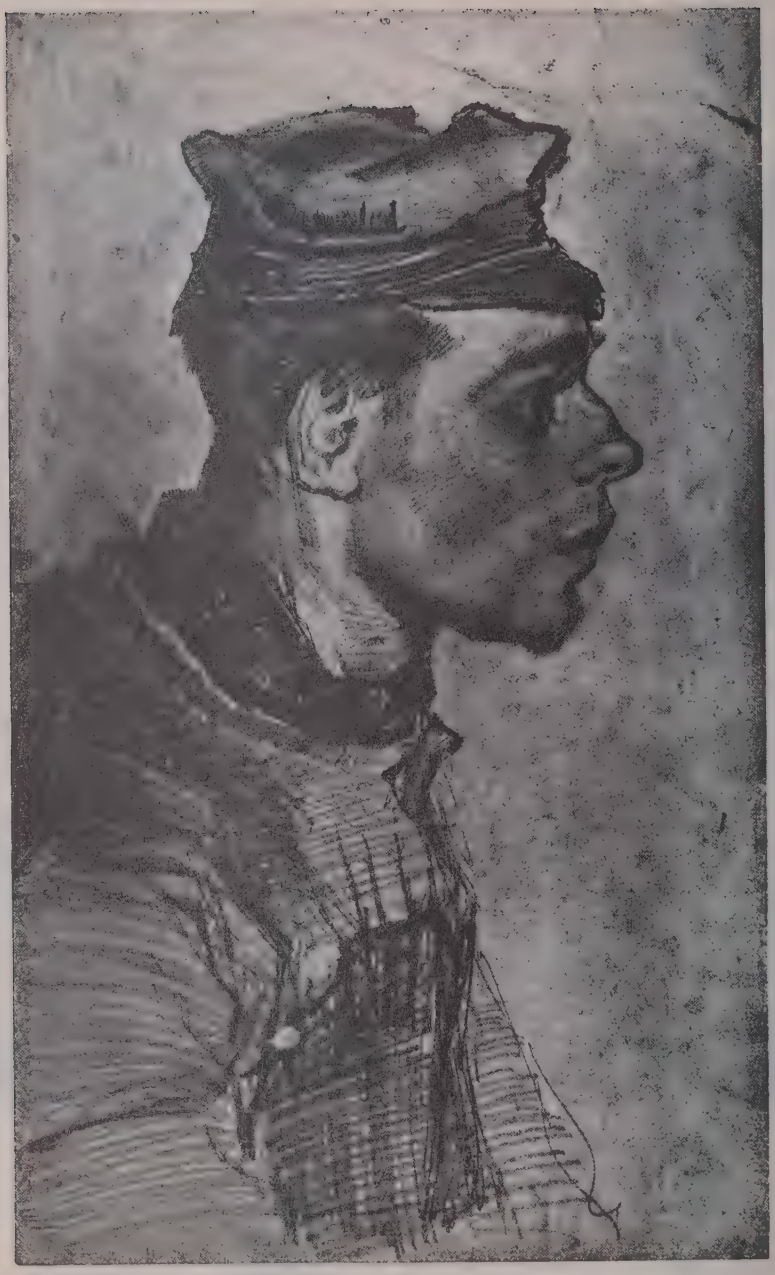
Von nun an wurde „Mondschein“ seine fixe Idee. Mit Mondschein rechtfertigte er den Mangel an praktischem Sinn. Gleich Newton und Ampère passierten ihm peinliche Zerstreutheiten. Von bildungshungrigen Industriellen zum Diner geladen, konnte er plötzlich ein silbernes Besteck oder ein Zigarettenetui des Gastgebers auf den Kopf setzen, und als er eines Tages das Dienstmädchen eines Freundes umarmte, entschuldigte er sich stotternd:

„Ein Versehen, ich glaubte, es wäre deine Frau!“ Besessen von den kniffligsten Schwierigkeiten erhabener Berechnungen irrte er sich beim Prüfen der Rechnung, die ihm der Kellner präsentierte. Erfinder tollkühner Systeme, um hohe mechanische Probleme zu lösen, war er nicht einmal imstande, einen Regenschirmgriff anzuleimen; und eines Nachts, als er seinen Hausschlüssel vergessen hatte, irrte er wie ein Vagabund bis zum Morgengrauen herum, verwünschte natürlich den Mondschein und kam gar nicht auf die Idee, den Portier aufzuwecken oder in einem Hotel zu übernachten.

Die Erfindung der Brutmaschine, welche hartgesottene Eier künstlich ausbrütete, so daß die Hühner bereits gebraten herauskrochen, fand weder den Beifall der zuständigen Fakultät noch die Unterstützung der Kapitalisten. Unglücklicherweise existieren jene fürstlichen Befürworter des Müßigganges und der Bettelei, die sich Mäzene nannten, nicht mehr, und unser Erfinder verausgabte in Studien und Maschinen den größten Teil der kleinen Unterstützung, welche ihm die fünf Schwestern zukommen ließen. Fasten fördert die Gehirntätigkeit: Oskar Krook genoß häufig diesen Zustand geförderter Gehirntätigkeit. Die Biographie eines Erfinders braucht jedoch etwas Hunger! (Im Elend krepieren ist äußerst schick.) Ebenso wie im Programm einer Regierungsperson das Aufgeschriebenwerden wegen zu schnellen Automobilfahrens, die Anerkennung eines wegen seiner Tüchtigkeit bevorzugten Beamten sowie die Verbreitung einer Anekdote durch die amtliche Telegraphenagentur nicht fehlen dürfen.

Aus Cahiers d'Art, Paris

André Derain, Carneval. Slg. Paul Guillaume, Paris



Van Gogh, Junger Bauer (Nuenen)
Aus der van Gogh-Ausstellung der Galerie Otto Wacker, Berlin

Photo Fleischmann, Wien

Sybille Binder

Edouard Manet, Erschießung Kaiser Maximilians (Skizze)
Leihgabe des Kopenhagener Museums für die Manet-Ausstellung bei Matthiessen

Claude Monet, Am Meeresstrand
Monet-Ausstellung der Galerie Thannhauser, Berlin

Kreibig

Die Undankbarkeit der Menschen und sein Mangel an praktischem Sinn überzeugten Krook, daß er für industrielle Erfindungen nicht geboren sei. Sein mathematisches Genie konnte sich nur einer Sache zuwenden: den Sternen, die, obzwar von Dichtern und Verliebten profaniert, gleichwohl stets über den niedrigen Spekulationen, den kleinlichen Intrigen, den gemeinen Interessen, den häßlichen Geschäften thronen, welchen hienieden nichts zu entgehen vermag.

Die Sterne! Könnte man nur die Sterne befragen und von ihnen erfahren, wer sie mehr belästigt: die Astronomen oder die Dichter.

Kurz und gut, Krook genoß den Ruhm, ein großer Astronom zu sein. Nicht so sehr, weil er die beiden Sterne Mariquita und Spippina entdeckt hatte, als vielmehr wegen seiner Studien über die Bewohnbarkeit des Mondes. Sein Haß auf den Mondschein befähigte ihn, diesen Satelliten mit dem Auge der Wissenschaft zu erforschen. Wissenschaft und Poesie laufen auf zwei Parallel-Linien nebeneinander, ohne sich jemals zu treffen, vorausgesetzt, daß man die Wissenschaft nicht als reine Poesie betrachtet. Dann allerdings müßte diejenige, die wir bisher Poesie betitelten, steriles Gestammel schwatzhafter Faulpelze werden.

*

Auf dem wissenschaftlichen Weltkongreß von Pnom-Penh (Kambodscha) durfte Oskar Krook nicht fehlen. Kongresse sind dazu da, Unmengen von Speisen und Getränken zu vertilgen, mit ordengeschmücktem Knopfloch eine Hauptstadt zu besichtigen und sich mit einem herzlichen „Auf Wiedersehn im nächsten Jahr" voneinander zu verabschieden.

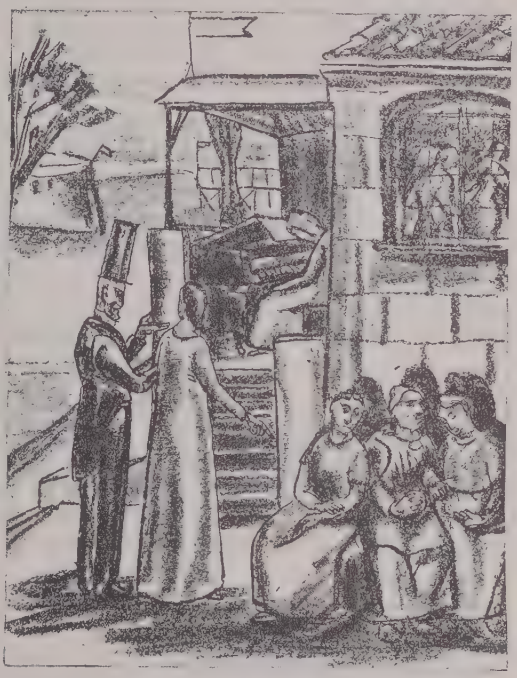
Wilhelm Wagner

Die Anwesenheit Oskar Krooks genügt jedoch, um zu beweisen, daß dieser Kongreß würdevoll und ernst wie kein anderer war. Wer die Möglichkeit hätte, Zeitungen jener Epoche zu durchblättern, der würde sehen, welch fulminante Gelehrte aus aller Welt hier zusammenkamen: selbst die Rothäute hatten den Professor Stomaco Ruminante im Nationalkostüm entsandt, um dem Friedensbund gewisse hygienische Verbesserungen vorzuschlagen. (Die Zeremonienpfeife.) Die Menschenfresser der Fidschi-Inseln schickten einen ihrer Universitätsdozenten, ebenfalls im Lokalkostüm, d. h. vollständig nackt. Aber auf seiner Brust bleichten die Abzeichen des höchsten Ordens des „Missionarknochens". —

Der Kongreß wurde eröffnet unter dem Vorsitz eines Weisheitsschädels, der einer Elfenbeinkugel glich (der Vergleich ist billig, aber behaarte Köpfe sind es ebenfalls), auf welcher mit Lineal und chinesischer Tinte drei Furchen gezogen waren. Nach allgemeiner Beileidsbezeigung für die berühmten Verblichenen des verflossenen Jahres begann man über die Reihenfolge der Diskussionen zu disputieren. Nachdem diese Frage offen gelassen wurde, erörterte man die günstige Gelegenheit, mittels Gedankenaustausches eine der neunhundert Weltsprachen zu benutzen, die — wie gewöhnlich — von Phantasten

erfunden worden waren. Ein rumänischer Gelehrter stand auf und hielt eine langatmige Rede auf Volapükisch (der Weltsprache, die natürlich kein Mensch verstand)! Der große Kongreß-Saal bekam Aehnlichkeit mit einem Tollhaus: langgestreckte Schädel, Gesichter, die wie in plötzlich aufflammendem Blitzlicht zur Grimasse erstarrt schienen, Physiognomien von Leuten, die schlecht verdauen, durch Absinth und Mathematik verglaste Augen — ein anthropologisches Archiv, das einem Hutfabrikanten schwer zu denken gegeben hätte.

Hinter dem Sitz des Präsidenten befand sich eine weibliche Marmorfigur: das Symbol der Erfindung. Sie trug weder Lorbeer, noch Fackel, noch Rad. Sie war nur einfach Frau. Kein Erfinder besitzt die abwechslungsreiche und unerschöpfliche Erfindungsgabe, wie sie irgendwelcher Frau eignet!



Maria Braun

Mit zeremoniellem Habitus und den feierlichen Gesten eines Archimandrits erteilte der Präsident nacheinander den verschiedenen Kongreßmitgliedern, die über wissenschaftliche Fortschritte in ihren Ländern oder über eine persönliche Erfindung referieren wollten, das Wort. Der Delegierte der Republik Andorra unterbreitete dem hohen Kongreß seinen Plan, Luft auf Flaschen zu füllen und mit sterilisiertem Korken zu schließen: Hinfort würde man die Luft von St. Moritz, die Sonne Kairos, die parfümierte Wärme der Azurküste ebenso zu Hause genießen, wie wir heutzutage jederzeit Vichy-Brunnenwasser trinken können.

Ein großer amerikanischer Arzt berichtete über sein System, Schlaf zu kompensieren: wie man Ermüdung (sei es durch Schnellauf oder Boxkampf) rapide und intensiv herbeizuführen imstande ist, kann man Ruhe konzentrieren. „Mit meiner Methode," führte er aus, „stelle ich einen dreifachen Ruhe-Extrakt, eine fünffache Schlafessenz her; ich vermag in einer Viertelstunde Bettruhe pro Nacht dem Körper volle Frische zuzuführen. Auf diese Weise habe ich das Problem der Lebensverlängerung gelöst."

Es sprachen ferner Gelehrte der militärischen, physiologischen und chirurgischen Kunst, alles brave Leute, welche Menschen mit der Entschuldigung des

Vaterlandes morden oder Tiere mit der Entschuldigung der Wissenschaft vivisezieren.

Eine dürre, lange Aerztin, flach wie eine Maraschino-Flasche, mit dem platten Bauch der Spinatesser und dem Charakterkopf des Genies demonstrierte ihre Technik, mittels suggestiver Hypnose eingebildete Krankheiten nervöser Kinder zu heilen. Die Methode bestand in leichter Massage und einem besonderen Auflegen der Hände auf den schmerzenden Körperteil.

„Die Methode ist absolut nicht neu, verehrte Doktorin!" warf ein Gelehrter lateinischer Rasse ein. „Im alten Europa behandelt man seit undenklichen Zeiten eingebildete Krankheiten der Kinder. Aber statt nur die Hände aufzulegen, wenden wir Prügel an."

Sämtliche Kongreßmitglieder erhoben sich entrüstet im Namen der Menschlichkeit. Nur einer blieb sitzen und notierte eine Rüge für den Zwischenrufer, der die Würde des Ortes und der Personen so gänzlich außer acht gelassen hatte ...

Ein Professor der Universität Dar-es-Salam machte den Vorschlag, mit Hilfe des Grammophons dem schlafenden Patienten Sprachen beizubringen, und zwar derart, daß man Konjugationen, Deklinationen und Vokabeln unaufhörlich wiederholen ließ sowie das Unterbewußtsein ausschaltete. Nach sechs Monaten beherrscht der Schüler die Sprache, ohne die leiseste Anstrengung gemacht zu haben, sie zu studieren.

Endlich erhielt Oskar Krook das Wort. Lebhafteste Aufmerksamkeit. Der berühmte Gelehrte lenkte aller Blicke auf sich. Die Nächte, die er am Fernrohr und die Tage, die er über seinen Büchern verbrachte, gaben seiner Leichenblässe etwas Ueberirdisches, wenn auch nichts Himmlisches: er schien nicht mehr dieser Erde anzugehören, er glich vielmehr einem Bewohner entlegener Sternenwelten, wie ihn phantasievolle Illustratoren eines unwahrscheinlichen Romanes zu konterfeien pflegen.

Er begann:

„Kollegen aus aller Welt! Getrennt durch Sprache und Rasse, jedoch einig in einem Glauben: dem Wissen!"

Mit knapper Geste der weiten, gipsbestreuten Aermel, aus denen zylinderförmige Manschetten und tintegeschwärzte Finger hervorkamen, schnitt er den Beifall ab.

„Ich bin nicht hier, um Worte zu machen," fuhr er fort, „sondern um Ihnen Tatsachen mitzuteilen. Ich liebe nicht Worte. Ich liebe nur Zahlen, Kraft und Materie."

Erneuter Beifall.

„Und die Erfindung, mit welcher ich Sie jetzt bekannt mache, ist nicht eine Frucht des Zufalls wie die meisten aller Erfindungen ..."

Protestrufe der Versammlung, vom Präsidenten energisch unterdrückt —

„... sondern das Resultat eines konkreten Willens. Ich habe eine Maschine konstruiert, um zum Mond zu fliegen ..."

„Er ist verrückt!"

„Hirngespinste!"

„Er hält uns zum Narren!"

„Bitte, den Redner nicht zu unterbrechen!“ rief der Präsident mit dem polierten Billardschädel, indem er fünf oder sechs Schüsse aus einem mit Pulver geladenen Revolver abfeuerte (das Glockenzeichen dieses Kongresses).

„Ich habe die Maschine für den Mondflug konstruiert, damit man den Mondschein nicht mehr sieht, nicht mehr die Lobeshymnen auf den Mond hört: den Mond besingen, den Mond anrufen, den Mond befragen, den Mond als Zeugen zitieren, die Schuld auf den Mond schieben!!! Kinder, Liebende, Einfältige, Gelehrte, Dichter, Reklame-Maler und Liederkomponisten diskreditieren den Mond; dieser Planet, den zu messen und chemisch zu analysieren uns mit Hilfe unserer Methoden und Instrumente gelang, wurde zu einem Vergnügen, welches allen Börsen zugänglich ist und zu einem Argument herabgewürdigt, das jeder Schwätzer mißbraucht. —

Der Mondschein hat mathematischen Instinkt und physikalische Begabung vernichtet. Wenn ein Mädchen zu seinem Geliebten sagt: ‚Siehst du, der Mond schaut uns zu!‘ so löscht sie mit ihrer Sentimentalität eine grenzenlose Welt wissenschaftlicher Wahrheit aus und bringt uns auf diese Weise Tausende von Jahren, sozusagen in den Urzustand zurück. Sogar Sie, erlauchte Gelehrte, Sie sind nicht immer fähig, sich dem Mondschein zu entziehen. Denn als ich gestern abend die erste Sitzung verließ, hörte ich einen von Ihnen sagen: ‚Was für eine wundervolle Silberscheibe!‘ und ein weibliches Kongreßmitglied, die Professorin Ha-Hoi-zum, erwiderte: ‚Der Mond ist das Monokel, durch welches die Nacht uns betrachtet‘.“

Die ganze Versammlung drehte sich nach der romantischen Kongreßteilnehmerin um. Der Redner fuhr fort: „Meine Maschine, Kollegen, beruht auf . . .“ hier begann Oskar Krook eine endlose Erklärung seiner Studien und ihrer Resultate; er zeigte verschiedene Zeichnungen, ein kleines, abmontierbares Aluminium-Modell und bedeckte zur Erläuterung vier große Schiefertafeln mit Formeln.

Sämtliche Sonderberichterstatter ließen ihrer enzyklopädischen Unwissenheit die Zügel schießen, um in der Welt-Tages-Presse die Erfindung Oskar Krooks, des schwedischen Forschers, auf die verschiedensten Arten zu interpretieren.

In wenigen Tagen wurde der Name Oskar Krook in den entlegensten Winkeln jungfräulicher Urwälder genannt. Auf den Gletschern der arktischen Regionen, unter den Lebertran-Fabrikanten sprach man nur von Oskar Krook, und die zu strenger Einzelhaft Verurteilten der obskursten Gefängnisse Chinas schrieben seinen Namen auf die Mauern und tätowierten ihn rund um ihren Nabel. Die großen Magazine brachten seine Photographie: dreißig Meter Film in allen Kinos der Welt waren ihm gewidmet. Er wurde für den Carnegie-Preis vorgeschlagen, und, was viel bedeutungsvoller ist, sein vegetarisches Gelbgesicht schmückte Konservenbüchsen: nichts kann Berühmtheit so weit verbreiten wie Oelsardinen!

Die paar Milliönchen, die zum Bau der Maschinen benötigt wurden, waren schnell beschafft. Das öffentliche Bekanntgeben und Ausposaunen der Namen, Vornamen, Adels- und akademischen Titel des Spenders zeitigt stets glänzende

Resultate: die Tausender flattern nur so aus den Taschen derjenigen, die im geheimen einem Armen nicht einmal einen Zigarrenstummel schenken würden. Wollte man neben den Namen noch einige Aufnahmen des edelmütigen Spenders veröffentlichen (der Spender in vier Momenten: der erste Zahn des Spenders, der Spender als Radfahrer, der Spender als Infanterie-Unteroffizier und der Spender nebst seiner angebeteten Familie), so würde erheblich mehr zusammenkommen!

Sehr bald war die Maschine erbaut und startbereit.

*

Es kam der große Tag: die ganze Stadt strömte zum San-Filmgello-Platz: auf den Häusern hatte man dreißig Meter hohe Tribünen errichtet, die aus fünfzehn übereinanderliegenden Stockwerken bestanden; sogar die Gelähmten hatten sich in Tragbahren hinbringen lassen, um den Mutigen zu sehen, der zum Mond fliegen wollte.

Als der Apparat, von seinen Fesseln befreit, himmelwärts stieg, erdröhnte der Platz von frenetischem Händeklatschen. Aus der Gondel pustete Oskar Krook Tabakswolken zum Abschied. Auf fünfhundert Meter Höhe aß er eine Banane und warf die Schale ins Leere. Unten mordeten sich vier Männer, um diese Reliquie aufzufangen.

*

Während der dreitägigen Reise langweilte er sich nicht. In seinem stählernen Anzug, eingeschlossen in Wärme- und Luft-Reservoirs, mit seinen Hebeln und Schrauben beschäftigt, betrachtete er wunderbare optische Phänomene sowie durch den Mangel an Atmosphäre verursachte Veränderungen seiner Instrumente, die er in theoretischen Studien vorher errechnet hatte.

Häufige Koffein-Injektionen hielten ihn wach. Je näher er dem Mond kam, desto größere Bewegung ergriff ihn, und seine Nervenkraft verhundertfachte sich ...

*

Bei der Ankunft empfingen ihn weder eine Abordnung von Gelehrten noch Vertreter der Regierungsbehörden.

„Komisches Land, dieser Mond," dachte er, „man hat keinen Sinn für Gastfreundschaft."

Es war Nacht.

Er sah sich um. Nach der Helligkeit und dem gedämpften Lärm zu urteilen, die jenseits des Flusses herrschten, mußte er sich in der Nähe einer Stadt befinden, einer unendlichen Stadt, wo man arbeitet, schafft, produziert, wo nicht geträumt wird, und wo keine geschwätzigen Dichter mit Mandolinen-Begleitung den Mond besingen.

„Hier," so dachte er, „werde ich wenigstens nicht die Sentimentalen meiner Welt den romantischen Mond anseufzen hören."

Blätterrascheln weckte seine Aufmerksamkeit. Er wandte sich um. Ein Jüngling und ein Mädchen kamen, eng umschlungen, ihm entgegen. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um einander zu küssen. Er verbarg sich hinter einem Baum.

„Siehst du da oben über dem Hügel?“ hauchte das Mädchen.

Der Jüngling hob die Augen. Auch der Astronom blickte hinauf. Die Erde, die er vor drei Tagen tief unter sich gelassen hatte, schwamm auf den Wolken.

„Wie eine große silberne Medaille,“ flötete der verliebte Jüngling.

„Das ist die Erde,“ lächelte das Mädchen. „Solange du fort bleibst, wirst du sie jeden Abend um die gleiche Stunde ansehen, ich werde es auch tun, und dann wird mir zumute sein, als wäre ich dir näher.“

Auf dem Fluß schaukelten phantastisch geformte Barken, die mit Girlanden und Lampions geschmückt waren. Von Streichinstrumenten begleitet sangen Männer und Frauen unverständliche Worte, die höchstwahrscheinlich die Erde, den geheimnisvollen Silberstern, priesen.

*

Der Astronom Oskar Krook bestieg seinen Apparat und flog nach unbekanntem Bestimmungsort, ohne eine Adresse zu hinterlassen.

Jean Cocteau

DER VILLINGER NARRO

Von

MARIE ZABLER

Der Narrenkönig war frühzeitig zu Bett gegangen, während die vier anderen noch nebenan beim Wein saßen. Er hatte sich jede Störung verbeten, sich auf die Seite gelegt, die Decke über die Ohren gezogen und lag in seinem breiten Mackardbett wie ein aus der Ebene steigender massiver Hügel; denn er war wohlbeleibt. „Hans blieb do — Du weisch ja nit wie's Wetter wird, ob's regnet oder schneit, oder ob's gut Wetter geit, Hans blieb do."

Tagsüber hatten seine langen, etwas feldwebelhaft gestrafften Beine vollauf zu tun gehabt, seinen rundlichen Wamst vorwärtszustoßen. Er kämpfte heroisch gegen angestammte Fülle, schleuderte die Worte aus rundlichgeschwellten Pausbacken, damit sie nicht im Fett stecken blieben, nahm sich immer wieder selbst an, doch manchmal vergebens, denn ehe man sich's versah, lösten sich ihm mitten im Gespräch die Glieder und er war eingeschlafen. Heute hat er es besonders schwer gehabt, denn er mußte sein „Narrenhäs", die alte Villinger Narrentracht, aus der Mottenkiste holen; eine Profanierung! — denn der eigentliche Villinger, der zur traditionellen Narrenzunft gehört, zeigt sein Häs nicht und zieht es erst an Fastnacht an. Nur seinen intimsten Freunden gibt er, wenn die Zeit kommt, das Geheimnis preis: „Heut gang i ins Häs!"

„Jetzt go i schlofe" sagte er und war mit einem Ruck aus der Gesellschaft der Vier verschwunden, die ihn vergeblich baten, es anzuziehen! Nebenan lag das Häs. Das Schönste und Historischste des Kostüms ist die Larve: die „Scheme", wie die Villinger sagen. Der Villinger ist stolz auf diese uralte Tradition, die bis zu dem Saturnalienfest der Römer und dem deutschen Ostarafest zurückgeht; bei dem Ostarafest, der Austreibung des Winters, band man sich Larven vor, um Dämonen und böse Geister zu bannen. Diese Larven waren Fratzen, und in Villingen gibt's noch einige spätmittelalterliche Häuser mit solchen Fratzen als Zierde, die der Villinger Narro „Surhebel" nennt, wegen des säuerlichen Gesichtsausdrucks. Neben uns aber lag eine mit verzückt lächelndem Gesicht, mit schön gedrechselten Wangen und Grübchen: eine Oelmüllerlarve (so genannt nach dem Verfertiger), die sich seit 1800 von Familie zu Familie vererbt hatte. Das Narrohäs besteht aus Hose, Kittel und Kappe, darauf sind allerhand Figuren und Blumen gemalt, auf der Hose das „Gretle" und das „Hansele" (Hansel, der die anderen hänselt und neckt). Eine Katze ist auch da, die den Aschermittwochkater vorstellt. Am Gesäß ist eine Geldbüchse aufgemalt als Geldsch.....r, denn die Narretei ist kostspielig. Zwischendurch sind liebevoll allerhand Tulpen und Pfingstrosen gestreut als Vorboten des nahen Frühlings. Eine vielfach gefaltete mittelalterliche Halskrause, ein Fuchsschwanz an der Narrenkappe als Zeichen der Narrenfreiheit, wie bei den Hofnarren, ergänzen das wertvolle und sehr malerische Kostüm. Das Wichtigste aber sind die aus Bronze gegossenen Glocken, die in mehreren Reihen angebrachten Narrenschellen, die mit dem breiten Riemen bis zu 50 Pfund wiegen und die der Narro wie ein russisches Schlittenpferd um den Leib trägt. Je üppiger sie sind, um so vornehmer ist der Hansel, mit ihnen „strehlt" er,

Villinger Jungfrauen mit den traditionellen Faschingsmasken

Historische Faschingskostüme (Narrohäs) in Villingen (Baden)

Hermine Feist

Helene Odilon

Rudolf Großmann

d. h. er geht spreizbeinig und gravitätisch langsam auf den Passanten zu, und sagt ihm seine Streiche und Gemeinheiten vom letzten Jahr ins Gesicht. Dabei klingen hell die Schellen zusammen wie ein Jüngstes Gericht und mahnen zur Gewissenseinkehr. Bei den großen Umzügen spielen auch die sogenannten „Wuste" eine Rolle. Sie laufen im schäbigen Narrohäs, tragen vor dem Gesicht eine alte Larve, einen „Surhebel", und statt des Narrensäbels oder Narrenstabs halten sie einen Besen in der Hand. Sie haben sich besonders gut mit Stroh ausgestopft, denn sie werden von der Jugend mit Schnee, Steinen und Eisschollen beworfen. Der Kopf ist vielfach eingebunden, aber oft wird die Larve durch einen Treffer zertrümmert, und der Wust kann sich gerade noch mit einem blauen Auge oder dem Verlust einiger Zähne in eine Haustür

retten. Die Narros werfen für die Jugend Körbe von Nüssen, Obst und Birnewecken aus, und die Jugend ruft ihnen dafür allerhand Narrenverse zu:

„Hanselakai, het e schei Wei (schön Weib)
het en Kopf kugelrund,
s' f....e wiegt hundert Pfund,
Hanselakai —!"

oder:

„Horig, horig, horig ischt die Katz;
und wenn die Katz nit horig ischt
no fängt sie keine Mäuse!"

oder:

„Es ischt e Maidli hier,
es het en Gulde vier,
es het e spitzig Müli, (Mündchen)
e Näsli wie es Süli (Säulein)
so ischt e Maidli hier!"

Wer solch einen volkstümlichen Umzug mit seinem grotesk mystischen Mummenschanz in tief verschneiter Stadt auf gedämpftem Schnee in Villingen oder in Rottweil (dort sind die Hansel wieder von besonderer Abart) oder in Elzach, wer den weißen Narrenschimmel, die Wagen mit dem hellen Schellengeklingel gesehen hat, wird dieses Bild nie vergessen.

UHLENHORST KOCHSTR. 22—26 ODER DER GEIST UNSERES HAUSES

Von
*SLING**)

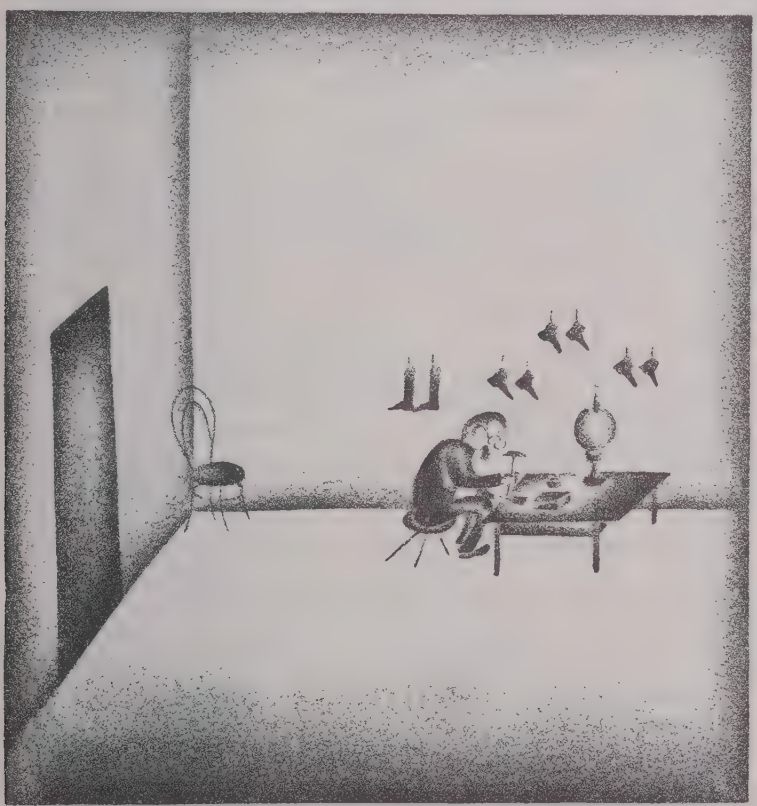
Es ist ein großes Industriehaus, mit festen, strengen, ernsten kaufmännischen Grundsätzen, mit Erfahrungen, Statistiken und mit der Bürokratie, die auch dazu gehört. Aber das, was hergestellt wird, ist nicht Stiefelwichse, nicht Benzol, ist Unterhaltungsstoff für Millionen, zuweilen dauerhaft und schwer, dann wieder leicht, flüchtig. In diesem Hause wird geistig gekämpft, nicht nur nach außen hin, mit der Front gegen politisch anders Gerichtete. Aber der Kampf gegen außen und innen ist nicht diktiert von einem egoistischen Haß. Dahinter steckt die Liebe zu einer Sache.

Ueber eines sind wir uns einig: über das Unterhaltliche. Vom Chef bis zur letzten Botenfrau. Denn auch in deren Hand bleibt am Ende eine Nummer der „Morgenpost", die Kunde vom Leben, Geschriebenes, Gedrucktes, Lehrreiches, Spannendes, Ulkiges ins Heim trägt. Und jeder führt sich Unterhaltendes zu, indem er über die engen Grenzen seines eigenen Arbeitsgebietes blickt. Die Politik blinzelt nach der Mode, die Mode nach dem Witz, der Witz nach der Börse, die Börse nach dem Roman und dem Theater.

*) Aus dem Jubiläumswerke „50 Jahre Ullstein 1877—1927".

Zuweilen kracht es in einem Redaktionszimmer, eine politische oder literarische Fehde wird ausgefochten. Man wird rot und laut und schließlich heiser vor Leidenschaft. Am Ende macht ein Scherzwort alles wieder gut. Ein Neuling muß fragen, ob man für Leidenschaft eine Gratifikation erhält, und ein Aelterer mag ihm antworten: Nein, mein Junge, die Leidenschaft gehört zum Kontrakt, und wenn du sie nicht mitbringst, dann bleib, wo du gewesen.

Freude am Kampf und an der Versöhnung. Manchmal vergessen wir, uns zu zanken; nie, uns zu versöhnen. Das ist die Atmosphäre des Hauses.



Sinogli

Wir sind alle sehr sachlich, wir müssen es sein. Mittel des Gemütes wenden wir wenig an. Nur eines: den Witz. Es ist sehr schwer, auch wo anders, Vorgesetzte zu einer Träne des Mitleids zu bringen. Aber der Vorgesetzte lacht gern. Das ist die Atmosphäre des Hauses.

Also sind wir sachlich mit Heiterkeit. Denn wir wissen: der hier vor seinem Chef steht und griesgrämigen Antlitzes einfach sagt, um was es sich handelt, wird kaum angehört. Denn der Chef hat vor sich ein Dutzend Briefe: öde, griesgrämige, korrekte. Er ist befangen in der Aufgabe, sie zu beant-

worten. Er hat eine unsichtbare, aber sehr deutliche Wand um sich. Sprichst du ihm im Ton der Briefe, die vor ihm liegen, so hört er dies nicht, auch wenn er den besten Willen hat. Aber schlägst du einen Purzelbaum, einen geistigen, so wird er lachen. Die Wand ist verschwunden. Nun kannst du das Ernsteste bereden. Das ist der Geist des Hauses.

*

Wir schreiben uns sehr viele Briefe. Wir können nicht alles bereden oder auch betelephonieren. Wollten wir alles mündlich regeln, so säße keiner fünf Minuten in seinem Zimmer. Alles liefe dauernd durcheinander, niemand käme zum Arbeiten. So schreiben wir uns dauernd: die „Voß" an die „B. Z.", die „Dame" an die „Voß", die Lokalredaktion an den Sport, das Feuilleton an die Romanabteilung. Die Boten flitzen hin und her. Die Briefe kommen zumeist an. Manchmal werden sie auch beantwortet.

Hausbriefe müssen auf schlechtem Papier geschrieben sein. Namentlich die an Chefs, sonst denken die, wir seien Verschwender.

Es ruht hier keiner auf Lorbeeren aus. Immer sticht irgendeine Nadel. Und gut, daß sie sticht. Man muß schon sehr unbeliebt sein, um nur Angenehmes zu hören.

Das ist der Geist des Hauses.

Bei allem Schwatzen — man erfährt nie etwas im Hause. Man hört in München, in Frankfurt, Königsberg früher, daß irgendein neues Unternehmen geplant sei, als in der Kochstraße.

Der Mann, der den Auftrag hat, das neue Verlagswerk aufzuziehen, will alles, nur keine Mitarbeiter im Hause. Die scheinen ihm verbraucht, abgestempelt. Und die, die er vielleicht doch haben möchte, bekommt er nicht. Wir sind wunderbar eifersüchtig.

Was soll er tun? Er schreibt hundert Briefe an junge Talente, an Freunde, an Leute, von denen er glaubt, sie könnten ihm helfen. Zuweilen ist das Romanische Café besser orientiert als die Kochstraße.

Endlich ist das neue Unternehmen da. Die Auflage ist im Nu ausverkauft. Aber im Hause — ist sie vollkommen durchgefallen.

Jedes neue Unternehmen ist zu seriös.

Jedes neue Unternehmen ist zu populär.

Jedes neue Unternehmen ist zu ausschließlich für Frauen bestimmt.

Jedes neue Unternehmen bringt zu wenig für die Frauen.

Jedes neue Unternehmen ist wichtig als eine Inseratenplantage.

Jedes neue Unternehmen hat gar keine Inserate.

Das ist der Geist des Hauses.

Die Redakteure kritisieren die Kalkulation.

Die Propagandisten schimpfen auf die Schriftleiter.

Die Setzer bekritteln die Modezeichnungen.

Die Sportmänner zerfetzen den Roman.

Alles ist falsch.

Und alles ist richtig.

Sind die ersten Hunderttausend erreicht, bekommt es die Redaktion zu

hören: „Bilden Sie sich nur nichts ein! Nicht zehntausend hätten Sie erreicht ohne diese fabelhafte Vertriebsorganisation!"

Und der Vertriebschef muß es hören: „Bei dieser redaktionellen Leistung hätten Sie es auf 150 000 bringen müssen."

Das ist der Geist des Hauses.

*

Es hat jeder seine Sehnsucht.

Jeder möchte eigentlich in dem Hause eine andere Stellung haben.

Der hochmögende Direktor leidet unter der Anonymität seines Amtes.

Der Schriftsteller, der seinen Namen unter jede Frühlingsplauderei setzen darf, möchte so gern Inserate akquirieren. Das Fräulein von den Handarbeiten möchte so gerne Musikkritiken schreiben.

Und es gibt Leute, die alles lieber machen als das, was sie machen. Das ist der Geist des Hauses.

Wir tragen keine Uniformen, keine Abzeichen, keine Sternchen am Kragen.

Aber wir unterscheiden uns sehr.

Es gibt Herren, deren Zimmer man nur durch ihr Sekretariat betreten kann.

Einige davon haben drei, andere zwei, andere nur eine Sekretärin.

Es gibt Herren mit fünf, vier, drei, zwei, einem Telephon.

Es gibt Herren mit echten Teppichen. Herren mit deutschen Teppichen.

Es gibt Herren mit Kokosmatten.

Es gibt Herren mit Bettvorlegern.

Es gibt Herren mit direkten Klingeln zu allen ihren Untergebenen.

Es gibt Herren mit direkten Klingeln zu allen ihren Vorgesetzten.

Sage, wie du dich organisierst, und ich weiß noch immer nicht, wieviel Gehalt du beziehst.

Wer nur ein Telephon, eine Klingel, einen Bettvorleger hat, wird wenigstens bestrebt sein, einen grünen Vorhang für seine Glastür zu bekommen, was ihm ein gewisses Air gibt.

Wer keinen grünen Vorhang bewilligt erhält, darf überzeugt sein, keine sehr einflußreiche Persönlichkeit zu sein. Aber er kann sich damit beruhigen, daß der grünste Vorhang auch keinen Einfluß verleiht.

Es gibt Leute, die eine Art fröhlichen Lärm machen, und man weiß sofort, wenn sie im Hause sind.

Es gibt Leute, die sich in ihr Kämmerchen schleichen und dort still vor sich hin arbeiten, ohne daß man sie zu sehen bekommt.

Das ist ein ziemlich sicheres Mittel, uralt in diesem Hause zu werden.

In diesem Hause sagen sich alle die Wahrheit, aber die Wahrheit ist glücklicherweise nicht immer dieselbe. Ueberhaupt: Wahrheit läßt sich so wenig einpökeln wie Begeisterung. Lebenshintergründe verschieben sich von gestern auf heute. Was heute noch wahr scheint, ist morgen eine Brücke, die man nicht ohne Gefahr überschreitet.

Dies wissen, nicht unglücklich sein, die Wahrheiten so aneinanderreihen, daß sie sich nie widersprechen, immer aufrichtig, immer dem Augenblick so vertrauen, wie ihm im nächsten Augenblick mißtrauen: das ist der Geist dieses journalistischen Hauses.

Reinhard Hilker

OSKAR FRIED FLIEGT ZWO MILLE ÜBER DEM MEERESSPIEGEL

Von

MATHEO QUINZ

„Wissen Se, Menschenskind, Sie sind ein kompletter Narr mit Ihrer Interviewerei. Was soll ich Ihnen nu wieder über London sagen? Einfach lächerlich! Daß ich in der Queens-Hall dirigiert habe, hat in den Zeitungen gestanden: ganz groß, Erfolg auch: ganz groß, Kritiken: ganz groß—interessiert keinen Menschen. Wenn ich wenigstens in London Hunde geschoren hätte, das wäre noch was; da sitzen nämlich an der Themse zwanzig Leute auf der Straße und scheren Hunde, aber ich habe doch keine Hunde geschoren. Und dann habe ich ein Bankett gehabt, zu meinen Ehren, aber das passiert schließlich jedem Piefke, also was wollen Sie da schon groß schreiben? Und über den Verkehr in London? Ganz groß! Man kann überhaupt nicht mehr laufen und nicht mehr fahren! Also *wirklich* ganz groß! Wenn das die Berliner sehen würden, würden sie an jede Ecke nicht nur einen, sondern gleich zwölf Verkehrstürme hinsetzen vor lauter Begeisterung. Also großartig! Und mitten drin: *der Bobby!* Wissen Sie, was 'n Bobby ist? Wissen Sie, wie groß ein Bobby ist? Auch *ganz* groß! Und der steht da mitten drin und macht die ganze Sache nur mit dem Daumen. Er hat noch so 'ne lächerliche weiße Küchenschürze um, daß man ihn ja sieht, und weiße Baumwollhandschuhe, aber den ganzen Zimt braucht er gar nicht. Nur mit dem Daumen, sage ich Ihnen, den steckt er hoch, oder wippt ihn so 'n bißchen rüber, und die ganze Sache funktioniert wunderbar. Ich nehme an, daß wahnsinnige Strafen auf unrichtige

Autofahrerei ausgesetzt sind, sonst würden sich die Leute das gar nicht gefallen lassen, so einfach 'n bißchen Wipp-Wipp mit 'n Baumwollfinger, und alles klebt fest wie im Spielzeugladen.

Shaw habe ich auch nicht gesehen, obwohl ich ihn gut kenne; ich war mal vor langen Jahren bei ihm, wie er noch Musikkritiker war. „Den müssen Sie kennen," hat man mir gesagt. „Schön," habe ich gesagt. Und bin hin. Wir haben uns wunderbar unterhalten. Er konnte kein Wort Deutsch, und ich konnte kein Wort Englisch — jetzt kann ich es natürlich fabelhaft — aber damals: kein Wort. Wir haben uns aber wunderbar unterhalten, drei Viertelstunden lang, und einen tiefen Eindruck von einander bekommen. Und deshalb gehe ich nicht mehr hin; denn jetzt würden wir uns verstehen und uns bestimmt zanken. Und warum soll ausgerechnet ich mich nun mit Shaw zanken?

Also: und nach dem Bankett bin ich geflogen, nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich zurück auf die Probe mußte, nach Berlin. Ich kam da ganz früh raus nach Croydon und war wirklich ehrlich müde und habe dem guten Mann vom Flugzeug gleich gesagt: „Ich muß schlafen." Der hat mich angestarrt, wie einen Helden, und hat mir den Sitz herumgeklappt und mir 'ne Decke gegeben. Dann habe ich noch aufpassen wollen, wie es los geht, weil ich doch den historischen Moment erleben wollte, wenn sich die Sache loslöst von der Erde. Ich war auch ganz allein in der großen Kabuse, 'n großes Luftschiff mit drei Motoren. Die Dinger machen einen schauderhaften Krach, einer pfeift, das Ding geht los, und während ich noch scharf aufpasse, bis es sich loslöst, schaue ich so 'n bißchen nach unten und sehe, wie wir schon munter hoch über die Häuser dahintrudeln. Es ist geradezu lachhaft! Man merkt es absolut nicht, wie das Ding abfliegt, denkt einfach zu langsam. Wirklich, ganz lächerlich kam ich mir vor, habe dem Boy noch zugebrüllt: „Ueber dem Kanal wecken!" und

Dolbin

habe mich aufs Ohr gelegt. Gekotzt habe ich nicht und ganz gut geschlafen, trotzdem es da in England so 'ne Art von Hügelchen in der Luft gibt, über die man ganz nett hinhoppelt.

Wie mich der Mann geweckt hat, habe ich ihm angesehen, daß meine Ruhe ihm gewaltig imponiert. Ich hatte fest geschlafen, und nu blinzelte ich in die göttliche Sonne über dem Kanal, der herrlich graugrün heraufleuchtete, wie ein Transparent. Und unten sieht man die Schiffe schaukeln, und die lächerlichen Menschen darauf schaukeln; also wirklich, wenn man runtersieht, alles, alles schaukelt und man selber fliegt oben mit Getöse durch die Luft, glatt wie'n Aal, und man freut sich und denkt: da unten muß es nun schaukeln, das verfluchte Gesindel, und muß kotzen und wird geschuckelt wie in einem Wackelpott, dieses Gesindel, dieses Gesindel ... Ach, das ist ein Hochgenuß, wunderbar!

Und wenn man über 'ner Stadt fliegt und so richtig tief hineinschauen kann in den Dreck, den sie da unten so schepp und winklig zurechtgekleistert haben, so richtig tief hineinschauen kann, wo es am dreckigsten ist, und man so sieht, wie das alles wackelt und qualmt und stinkt und muffelt, und wenn einem dann so einfällt, daß der Kaiser mal gesagt hat, Berlin wird mal die schönste Stadt der Welt — und man sieht dann diesen ganzen Haufen so unter sich, ... Gott, Mensch, ist man dann glücklich, daß man wenigstens mal ein paar Stunden in der Luft fliegt und in der Sonne, wie im Hochgebirge, auf dem Mont-Blanc, nee, auf der Jungfrau; schreiben Se lieber Jungfrau, das klingt immer poetischer.

Und auf einmal schaue ich auf den Zeiger, wegen der Höhe, und lese: „Zwo Mille" und mir wird doch ein bißchen mulmig zu Mute. Und mitten in der schönsten Sonne stellt der Bursche seinen Motor ab und läßt das ganze Ding elegant nach unten rutschen ... und man rutscht in einen grauen Dreck hinein ... und es wird ganz dunkel und noch dunkler ... und dieser graue, schleimige Dreck klebt sich an die Fenster ... und das Ding kommt ins Trudeln ... und man denkt an Maltzahn, in meinem Leben habe ich noch nicht an den armen Maltzahn gedacht ... und das Ding trudelt immer besoffener ... und man ist nur noch neugierig, ob der nette Mann in der Lederjoppe es wieder in die Hand bekommt ... und ... hoppla ... und auf einmal ist man in Amsterdam und hat höchste Eisenbahn, in das nächste Flugzeug nach Deutschland umzusteigen.

In Berlin dann mußte ich vom Tempelhofer Feld direkt auf die Probe. Erst in der Autotaxe habe ich richtig Angst bekommen, so um die Königgrätzer Straße rum ... entsetzlich. Aber das interessiert Sie ja nicht, Sie wollen ja nichts von Berlin wissen. Wie ich nun wieder mit heilen Knochen aus der Taxe raus war und an mein Pult kam, da mußte ich — ich bin nämlich so ein Mensch: wenn ich ein großes Erlebnis habe, *muß* ich es *sofort* erzählen, so ganz warm und frisch und sofort ... also da mußte ich dem Orchester die Sache mitteilen, trete also rauf ans Pult und sage atemlos und voll Begeisterung: „Ich bin geflogen, ich komme direkt aus dem Flugzeug, also herrlich ..." Unterbrechen mich doch die Musiker und knurren herauf: „Na ja, siehste, er fliegt, und wir müssen IV. Klasse fahren ..." Was blieb mir anderes übrig, als zu klopfen und mit der Probe anzufangen? Lächerlich, was?"

Der Dirigent Oskar Fried

Rudolf und Maria Großmann

Atelier Baruch

Jos. Fenhals (Collotuno)

Photo Rut...

Ola Alsen

Atelier Baruch

Max Schmeling

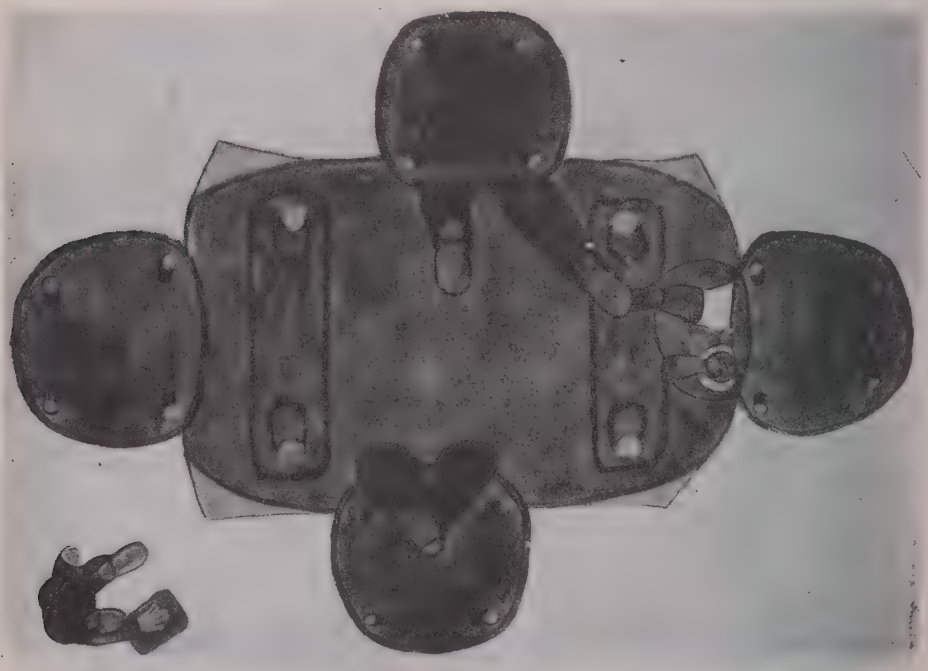
Photo Mahrenholz

Asta Nielsen

Joh. Kuhlemann, Dichter und Direktor des Kölner Pfeifenmuseums

Photo Henri Manuel

Jacques Darnetal, Dichter und Kunsthändler in Paris



Alexander Gartenberg, Blick von unten

Otto Schoff

LOB DER TRUNKENHEIT

Von

MAX HERMANN (NEISSE)

Bier macht stolz, Schnaps macht verwegen,
Wort macht dumm, Liebkosung weich,
doch im Riesenrausche legen
uns're Sehnsüchte sich gleich.

Weil dort alle Worte schweigen,
und Liebkosung nicht mehr lohnt,
schon das Zueinanderneigen
Wonnen wirkt im trunk'nen Mond.

Monde leuchten schwankend heilig,
starre Sterne strahlen Trug.
Nüchtern Liebende trägt eilig
in ihr Nichts der Abendzug.

Züge stürzen von den Brücken,
lebenshungrig steigt die Braut
auf des toten Freiers Rücken
in den Tag, dem vor ihr graut.

Nüchtern ist der Tag voll roher
Eigensucht im Schattenreich.
Bier und Schnaps macht immer froher
als Liebkosung noch so weich!

DAS KÖLNER HÄNNESCHEN

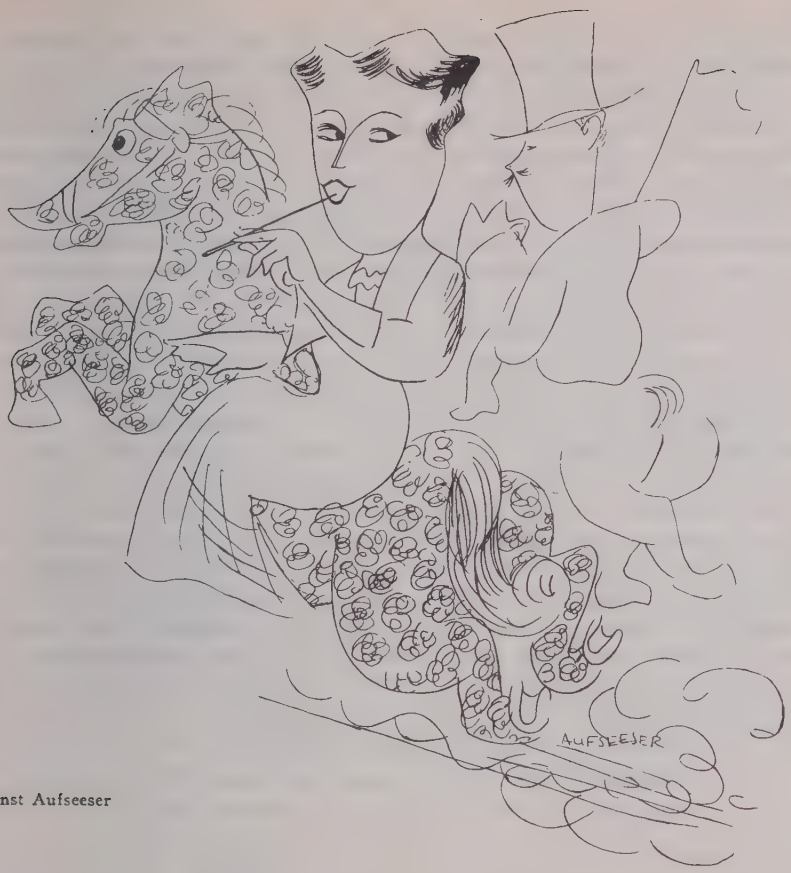
UND SEINE ENTWICKLUNG ZUR RHEINISCHEN VOLKSBÜHNE[1])

Zu den wenigen Kämpen des überlegenen Humors gehört auch das „Kölner Hänneschen-Theater", dessen eigenartige Kunstform zwar von der Sympathie des Volkes getragen, jedoch vom Aesthetiker häufig noch nicht gewürdigt wird. In der rheinischen Metropole, dem alten stolzen Köln, wuchs es als schlichtes Puppentheater aus dem Bedürfnis des Volkes heraus, das seine eigene Stimme künstlerisch wiedergegeben sehen wollte. In der Heimat der tollen Fastnachtsfeier, wo es so oft im Maskenjubel schallte: „Geck, looß Geck elans"[2]), bildete sich das fidele Hänneschen mit der Zeit zum Hofnarren des rheinischen Volksbewußtseins aus, der in lustiger Verkleidung mit Wahrheiten jonglierte. So redete das Hänneschen daheim manch kräftig Wörtlein mit, wenn etwas im argen lag. Hatte es doch das Vorrecht als Erscheinungsform des uralten Narren, der als ein humoristisch-satirischer Ahasver in so mancherlei Verkleidung die Menschheit als Kritiker, Freund und Erzieher von alters her im Tanzschritt begleitet.

Unter der Leitung von Wilhelm Millowitsch hat nun vor einigen Jahren das Hänneschen die Sehnsucht nach der Menschwerdung erfaßt. Es warf die hölzerne Gestalt ab und mischt sich jetzt häufig in lustigem Inkognito unter die Leute. Zwar taucht es hin und wieder noch als starke Persönlichkeit auf, meist aber wirkt es nur noch mittelbar auf die Gesamtidee ein. Dafür aber haben wir eine kräftige Volksbühne im großen Stil gewonnen, die neben unvergleichlich typischer Schilderung des rheinischen Volkscharakters auch eine Mittelstellung zwischen der ernsten Bühne und dem Varieté-Theater einnimmt, wie sie ergänzender nicht gedacht werden kann.

Seit ungefähr 100 Jahren war das Hänneschen-Theater als transportable Puppenkomödie in Händen der Familie Millowitsch, die es sofort nach dessen Begründung durch Chr. Winter in größerem Maßstabe umgeschaffen hatte. Unter der Direktion des Großvaters Millowitsch blieb das Hänneschen-Theater ständig im heimischen Köln. Aber im Lauf der Zeit, und um sich naturgemäß

[1]) Aus „Platt-Kölnische Volksbühne Nr. 1". Düsseldorf, Verlag von Schmitz & Olbertz.
[2]) Narr, lasse den Narren vorbei.



Ernst Aufseeser

in Wirkung und Anziehungskraft zu steigern, nahm es eine so drastische Richtung an, daß sich der von allzu scharfen und derben Witzen alterierte Lokalpatriotismus und das Familiengefühl verletzt fühlten, und die besseren Volkselemente sich von den Darbietungen zurückzogen.

Der Sohn des damaligen Direktors, der Vater unseres Wilhelm Millowitsch, erkannte mit sicherm Blick den Ruin eines Theaters, das zur rohen Farce ausartet, an der nur der Pöbel einer Gesellschaftsschicht Geschmack findet. Er verließ daher mit seiner Gattin und einem Gehilfen die Truppe und die Vaterstadt, um mit einem eigenen Hänneschen-Theater ein Wanderleben zu führen. Selbstredend beschränkte sich die Tournée auf das Rheinland, da die Stücke wegen ihres eng begrenzten Lokalcharakters und des kölnischen Idioms an die Scholle gefesselt blieben, der sie entstammten.

Die Ritter- und Räuberkomödien — Stoffe, die schon bei den fahrenden Marionettenbühnen des Mittelalters beliebt waren — bildeten auch im Hänneschen-Theater den Gegenstand der Handlung. — — — —

Zu jener Zeit, als das „Kölner Hänneschen" meist auf den Kirmessen um-

herzog, bestanden die Stücke zur Hälfte aus Extempores, und die Handlungen reihten sich lose, häufig dem Zufall anheimgegeben, aneinander.

In dieser eigenartigen Bohème-Theatersphäre wuchs Wilhelm Millowitsch auf, und die seltsame Wirkung der Komödie auf die Größten und die Kleinsten durchzog sein warmes Kinderherz von klein an. Mit fünf Jahren kannte er sämtliche, auf der Bühne seines Vaters gangbaren Stücke auswendig. Nachdem Wilhelm Millowitsch, dem eine gediegene Schulbildung zuteil wurde, mit erst vierzehn Jahren den Vater verlor, mußte er seine Studien unterbrechen und die Leitung der Puppenkomödie zur Unterstützung seiner Mutter übernehmen. So spielte er im Jahre achtundsechzig zum erstenmal den Helden und Komiker seiner Schauspiele, „das Hänneschen", dessen unübertrefflicher Darsteller er blieb.

Es ist charakteristisch für diesen Typus, daß er beide Momente in sich vereinigt: den des Sympathisch-Heldenhaften und des Verschmitzt-Komischen, eine Verquickung, die in jedem andern Rahmen undenkbar wäre. Wir sind nicht geneigt, den Helden einer seriösen Bühne als Spaßmacher, noch den Komiker des Varieté-Theaters als Träger innigen Gefühlslebens zu nehmen. Im Hänneschen-Theater dagegen war in seiner damaligen Form die schwerfällige, eigensinnige Unzugänglichkeit des Helden, der starke Einfluß der Gewohnheit, des Anerzogenen auf ihn, sympathisch. Die Art, wie Hänneschen als Träger der Hauptrolle sich aufgezwängten Situationen gegenüber, mit möglichster Beibehaltung seines engen Gesichtskreises, anpaßte, wirkte menschlich verständlich und charakteristisch für eine ganze Gesellschaftsschicht. ———

Die Typen bleiben immer dieselben. Aus der Mitte der bürgerlichen Familie herausgedacht sind die Träger der Hauptrollen:

„*Der Bestevader*"[1]) der gutmütige schlichte Alte;

„*Mariezebell*"[2]) seine häufig dominierende bessere Hälfte, die aber in ausgleichender Gerechtigkeit starke Schwächen zeigt.

Neben dem „*Hänneschen*"

„*et Drückche*"[3]) sein braves handfestes Bräutchen mit meist schon leisen Anklängen ans Haustyrannentum. — Als Gegensatz zu dem leis verschmitzten Hänneschen tritt

„*Nachbar Tünnes*"[4]) auf, der bei allen möglichen Verwickelungen den Sündenbock hergibt und seine stark persönliche Wirkung ganz einfach einer unförmlichen Riesennase in einem blödsinnigen Gesicht verdankt. An dieser Nase erschöpfen sich die Witze der Spaßmacher, aber jede Bosheit scheitert an der Gutmütigkeit des harmlosen, struppigen Gesellen, der unter seiner grotesken Scheußlichkeit unwiderstehlich liebenswürdig ist.

Das unvermeidliche böse Prinzip aber schleicht auf weichen Sohlen über die Szene, verkörpert im

„*Schäl*"[5]), der, an Umtrieben reich, manchen Verdruß verursacht und ganz im Gegensatz zu dem Menschenwort: „Böse Menschen haben keine Lieder" mit seiner heisern Stimme viele lyrische Klagen singt. ———

1) Großvater. 2) Maria Sibylla. 3) Gertrud. 4) Anton. 5) Schielender.

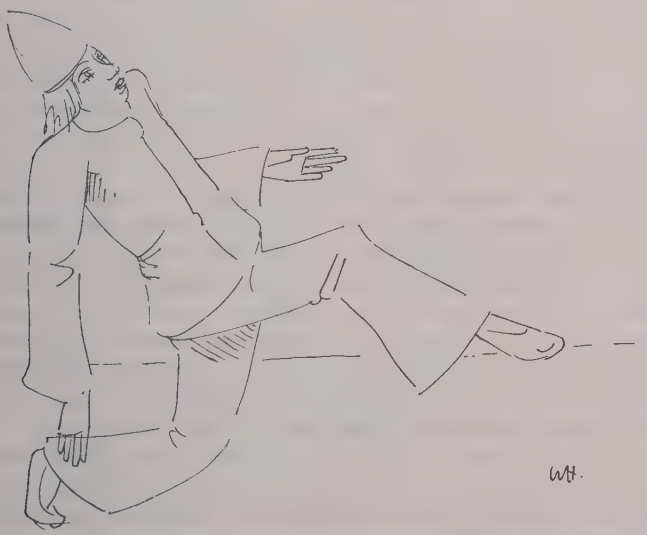
Unzertrennlich war von der hölzernen Gesellschaft der „Schabau“[6]). Dies allzu volkstümliche Genußmittel verhilft dem kleinen Mann gegenüber dem komplizierten Luxusbedürfnis der „obern Zehntausend“ zu einer gehobenen Stimmung, vor der die Widerwärtigkeiten seiner Existenz zu kleinlicher Wirkung einzuschrumpfen scheinen. — Wo die eigene Ueberlegenheit in der Komödie nicht aushalf, oder der Rausch den Höhepunkt überschritt, fand sich der höchst einfache Ausweg einer tüchtigen Prügelei, und die grandiose Durchführung einer körperlichen Volkserziehung war selbst dem sentimentalsten Vertreter der freien Menschenrechte einleuchtend. Auch die schwächsten Nerven vertrugen die dramatische Lösung, da ja kein Blut floß, und so nahm unter großem Jubel, lustiger Musik und unentbehrlicher bengalischer Beleuchtung jedes Stück, jeder Akt mit einem großen Knalleffekt Abschied. ———

Mit dem Heraustreten aus dem alten Rahmen hat sich für die Volksbühne eine neue Physiognomie entwickelt. Direktor Wilhelm Millowitsch bedient sich moderner Zugstücke aus Operetten. Lag die große Unmittelbarkeit des alten „Kölner Hänneschen-Theaters“ in der improvisierenden Art des Vortrags, langen Zwiegesprächen und Situationskomik, so häufen sich nunmehr drastische Momente der Handlung in moderner Brillanz aneinander. — — — —

Einem ausgedehnten Apparat routinierter Bühnenkräfte gegenüber, die durch eine sonderbare Verschiebung der Wirkung neben den Urtypen der Komödie marionettenhaft wirken, stehen Tünnes, Schäl, Bestevader und Hänneschen wie Felsblöcke im tollen Wirbel; aber sie nehmen jeden Anprall moderner Wogen gelassen auf. Sie sind getragen von dem Uebergewicht jeder guten Rasse, die sich aus der Vergangenheit Kraft zog und so lange anpassungsfähig bleibt, so lange noch eine ihrer Wurzeln aus dem Volksleben Nahrung ziehen kann.

H. K.

6) Fusel.



Werner Heuser

Ottomar Starke

DIE QUEEN-BAR

Von

URSULA v. ZEDLITZ

Einstmals war sie eine kleine Unbekannte vom Kurfürstendamm. Sie durfte nicht wählerisch sein, mußte genau wie ihre armseligen Schwestern ihr Dasein durch die Besuche anonymer Provinzler fristen. Vergeblich träumte sie von dekorativen Diplomaten, die ihren Kunstwert hätten steigern können ... vergeblich von den sieben fetten und den sieben mageren Prinzen, die schon manche ihrer Berliner Kolleginnen zu trautestem Asyl erkoren hatten ... Da kam Heinroth ...

Heinroth, diese unvergleichliche Mischung von Schauspieler, Kellner, Regisseur und Clown, erkannte mit sicherem Blick die Qualitäten ihres Formats. Er nahm ihre Führung in die Hand, dichtete sie sozusagen um. Und so wurde aus der bescheidenen, bourgeoisen kleinen Queen-Bar, die ihren prätentiösen Namen wie ein beziehungsloses und lächerliches Ornament getragen hatte — Die Königin.

Der Raum erinnert an eine Bonbonniere. Blaßgrün und rosenrot sind die Wände, gar nicht einmal besonders geschmackvoll oder besonders originell. Das Geheimnis seines Erfolges liegt in seiner rätselhaften Architektur, die ihn immer vollbesetzt scheinen lassen, gleichgültig, ob zehn oder hundert Gäste anwesend sind. Immer mehr Tische zaubert an Samstagen der findige Entrepreneur aus dem Nichts. Dann wird das winzige Tanzoval schmal wie ein Dominostein, die Luft ist heiß und grau von Zigarettenrauch, und die niedrige Decke scheint sich wagerecht auf die Köpfe der Anwesenden zu stützen. Da ist Heinroth in seinem Element. Sein Conferencier-Bedürfnis feiert wahre Orgien, sobald es ein würdiges Publikum findet. So gefürchtet ist zuweilen seine Frechheit, daß sich viele seiner Gäste vieles von ihm gefallen lassen: denn er hat doch immer die Lacher auf seiner Seite. Dann tobt sich auch die Musik in uralten Schlagern und Märschen aus — je mehr Krach, desto höher steigt die Stimmung.

Diese Musik ist ebenfalls in ihrer Art ein Original: sie ist irgendwie persönlich, hat ein bemerkenswertes Einfühlungsvermögen in die Tanzenden. Ihre Favoriten begrüßt sie mit deren Lieblingsmelodien, zuweilen auch mit einem Tusch. Abgesehen von ihrem Primgeiger ist sie gar nicht first class, ihr Rhythmus gibt manchmal zu denken, und weder Argentinier noch Neger gehören zu ihrem Ensemble: sie hat den Zauber der Unprominenz. Aber ihr Repertoire ist reich und wird allen Stimmungen gerecht. Für die späteren Nachtstunden sind ihre Tangos wie geschaffen: voll Melodie und Sanftheit, voll süßer Sentimentalität, die die gelöste Whisky-Soda-Atmosphäre streichelt und beschwingt. Behutsam stellen sie sich zwischen anstrengende House-parties und dem ausgebrannten und unerbittlichen Lendemain.

Die Königin ist fast ein unumgänglicher Salon geworden, in dem man sich von Zeit zu Zeit zeigen muß, um zu sehen und gesehen zu werden. Wie könnte man sonst dokumentieren, daß die Collage des schönen Y. mit Frau X. durchaus noch nicht auseinander oder gar wieder geleimt ist? Daß offiziöse Verlobungen offiziell geworden, daß Staatssekretäre, Minister und Gesandte noch wohlauf und gut auf ihrem Posten sind, daß das Auswärtige Amt noch in jeder Beziehung etwas zu sagen hat? Die Gesellschaft wechselt ihre Spitzen, wer heute unten, ist morgen oben, und neue Truste bilden sich darin, die nur auf diese Weise sich von der Masse feststellen lassen — die Saison vergeht — aber die Königin besteht!

EINE MUSIC-HALL-ATTRAKTION

JACK HYLTON UND SEINE BOYS

Von

RENÉ BIZET

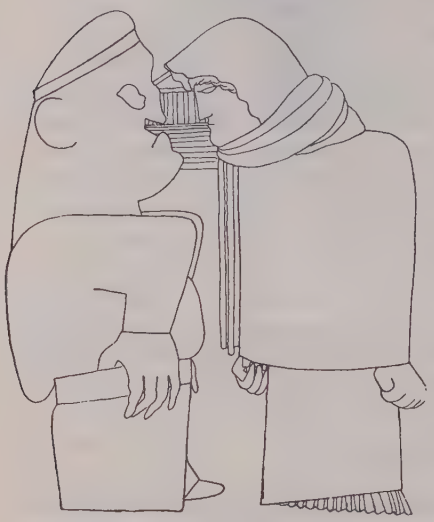
Zwei Neuerscheinungen haben zu Beginn des Jahres 1928 Tout Paris auf die Beine gebracht, soweit es sich für die Music-Hall interessiert: Jack Hyltons Orchester im „Empire" und die „Revue des Ailes" im „Casino de Paris".

Die Jazzband Jack Hyltons hatte die Londoner Abende verschönt. Mehrere Monate sind Jack und seine Jungens auf der anderen Seite des Kanals gewesen und haben dort die lebhafteste Begeisterung erweckt. Sie sind dort populär. Sie werden dorthin zurückkehren, denn die von dieser Musikergesellschaft geforderten Bezüge — sie erheben, sagt man, in Paris fünfzig Prozent von der Tageseinnahme des „Empire" — verbieten es unserer Hauptstadt, sie länger zu behalten.

In der Tat bedeutet Jack Hylton auf alle Fälle seit einem Jahre die größte und umfassendste Music-Hall-Attraktion für unser Publikum. Man könnte ihn mit nichts von dem vergleichen, was wir in dieser Art gehört oder gesehen haben. Man hat von dem Whitemanorchester gesprochen, das vor zwei Jahren in den Champs-Elysées und darauf in Berlin war. Hyltons Jazz gleicht ihm in keiner Weise.

Whiteman hat uns die Kenntnis eines Orchesters vermittelt, das sich aus sehr guten ausführenden Künstlern zusammensetzt, die bisweilen Virtuosen

sind, Solo spielen und eine wohlgeregelte Phantasie bekunden. Er selbst ist beinahe ein Kapellmeister und hat nichts von einem Komiker. Uebrigens kann man sich durch die Schallplatten, durch die der Hylton-Jazz bei uns schon gekannt und geliebt ist, über den Unterschied zwischen den beiden Orchestern klar werden. Whiteman ist von einer ein wenig mühsamen Heiterkeit, Hylton hat den Schwung und die gute Laune, die der Jugend eigen sind. Er ist ein blonder, rosiger, ein bißchen dickleibiger Junge, der es nicht an seinem Platze aushalten kann, tanzend dirigiert und singend tanzt. Er sieht nicht danach aus, als ob er eine besondere Autorität besitzt. Ohne Zweifel könnten seine Musiker seine Unterstützung entbehren, denn manchmal läßt er sie im Stich und kommt trällernd nach vorn. Er ist viel mehr ein Animierkünstler als ein Chef.



Jean Cocteau

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man zwei Pianos als Rahmen für die reguläre Gruppierung der Musiker. Pistons, Geigen, Blechklarinetten und Saxophone in der ersten Reihe und als Holzinstrumente behandelt. Hinter ihnen die großen Streichinstrumente und die großen Bleche. Im Vordergrunde tänzelt Jack Hylton. Seine Boys exekutieren einen Foxtrott, zwei Charlestons, einen Walzer genau nach den Regeln des Jazz. Und dann kommt plötzlich die Attraktion. Das heißt: der Vorhang im Hintergrunde verschwindet, eine Karte der Erde erscheint, und im Lichte der Scheinwerfer zeigen sich Dinge, welche nacheinander verschiedene Länder andeuten. In einer Ecke liest eine alte Dame Zeitung. Ein Lautsprecher kündigt die Parodie einer Radiodarbietung in Italien, in Frankreich und in Rußland an. Dieser Radiovortrag ist derselbe amerikanische Operettenschlager, sehr geistreich variiert nach den entsprechenden nationalen Rhythmen.

Der Vorhang fällt. Die Scheinwerfer erleuchten blendend drei Geigen: Ein kleiner Tanz der Instrumentisten. Dann ein ironischer Pfadfindermarsch, dann die Abreise der ganzen Truppe auf der Plattform eines gefilmten Eisenbahnzuges, dann das Lebewohl als Schattenspiel, ein Lebewohl, das Jack Hylton zunächst auf der Vorderbühne singt, woran sich noch ein paar burleske Szenen schließen. Endlich erscheint Hyltons Schatten am Piano, die Lichter erlöschen, und der Schatten verschmilzt mit der plötzlichen Nacht. Die Nummer ist zu Ende, sie hat vierzig Minuten gedauert, ohne Stockung, ohne Verlangsamung. Sie ist jung, sie ist fröhlich, sie bleibt musikalisch dank der Tüchtigkeit der Musikanten. Sie repräsentiert einen Humor, welchen wir wenigstens in der Musik noch nicht kannten, der sich zu einer absoluten

Die Lorelei

Rosenmontag

Der Koch des Splendid-Hotel in Liegnitz

Photo Kahnweiler, Frankfurt

Fritz Pollack, Aschermittwoch (Oelgemälde)

Photo H. Flach, Köln

„Welten im Werden“ (Photokomposition)

Heinrich Nauen, Stilleben. Wandgemälde im Duisburger Hof in Duisburg

Photo M. Höhlig

Wandmalerei für ein Arbeitszimmer von Jörg v. Reppert-Bismarck

und charmanten Freiheit erhebt. Es ist die Attraktion eines neuen und vorurteilslosen Landes.

*

Die Revue im „Casino de Paris" ist, man ahnt es schon, nicht in gleichem Grade etwas Neues. Die Formel der Revue bleibt dieselbe. Chevalier singt seine Nummer zwischen zwei üppigen Tableaux, und seine Refrains werden von Tänzern und Tänzerinnen begleitet. Aber der Rhythmus des ganzen Spektakels ist diesmal ausgezeichnet. Keine Szene ist zu lang, und die Komik ist auf die beiden Akte gut verteilt.

Die Revue, so wie sie jetzt aufgezogen wird, zeigt Verwandtschaft zum groß aufgemachten Film. Und das ist ein Vorwurf, den man ihr machen kann, wenigstens in Paris. Sie legt nicht genügend Wert auf die Fortschritte der Beleuchtungstechnik, die dem Tableau mehr Relief geben und diesem Schaugepränge, das bald genug eintönig und einschläfernd wirkt, Leben verleihen könnte. Dennoch verdient eine sensationelle Attraktion, die man leider notwendigerweise an den Schluß des letzten Aktes placieren mußte, unsere Aufmerksamkeit. Es handelt sich um die Springbrunnenspiele, Wasserkünste, wie in Versailles, mit leuchtenden Garben und Büscheln und verschwenderisch ausgestreuten vielfarbigen Diamanten und Perlen in einem Rahmen von Pflanzengrün. Das Publikum nimmt in der Eile des Aufbruchs kaum Notiz von diesen Wundern, die durch eine sehr einfache Maschinerie wie durch eine sehr demütige Fee bewirkt werden.

*

Allgemein gesprochen, hat die Music-Hall in Paris, wie übrigens auch in London, Neuigkeiten nötig. Man findet sie in den Ländern mit hoher Valuta, was die Engagements schwierig macht. Man hätte gern komplette Attraktionen wie den Jack-Hylton-Jazz oder Exzentriks wie Grock, der einen Monat bei uns zugebracht hat.

Die moderne Welt langweilt sich. Sie braucht Clowns. Man gebe ihr Clowns. Das ist eine der Bedingungen ihrer Seelenruhe.

Deutsch von Franz Leppmann.

GEDICHT IN BI-SPRACHE

Von

JOACHIM RINGELNATZ

Ibich habibebi dibich,
Lobittebi, sobi liebib.
Habist aubich dubi mibich
liebib? Neibin, vebirgibib.

Nabih obidebir febirn,
Gobitt seibi dibir gubit.
Meibin Hebirz habit gebirn
Abin dibir gebirubiht.

BÜCHER-QUERSCHNITT

FRED ANDREAS, Die Flucht ins Dunkle. Verlag Ullstein, Berlin.
Ein Theaterroman mit leicht kriminalistischem Einschlag. Geschrieben von einem jungen, außerordentlich begabten Autor, dessen zweiter Roman bereits in der „Berliner Illustrirten Zeitung" erscheinen konnte und der die anschaulich geschilderte Atmosphäre eines großen Bühnenhauses mit einer geheimnisvollen, erregenden Spannung belebt. Stilistisch geschmackvoll und mit glücklicher individueller Charakterisierung der Personen.

HERBERT EULENBERG, Die Hohenzollern. Bruno Cassirer, Berlin.
Dem berühmten Theaterdichter ist hier eine historische Gesamtstudie über das Hohenzollernhaus inklusive Ernst v. Wildenbruch meisterhaft gelungen.

EUGEN SZATMARI, Berlin, was nicht im Baedeker steht. R. Piper u. Co., München.
Wichtig, aber noch viel zu sehr mit den Augen der Oeffentlichkeit gesehen.

GEORGES CHARENSOL, Rouault. Editions Quatre Chemins, Paris.
Das maßgebende, glänzend illustrierte Werk über den großen französischen Maler.

LES MEMOIRES DE JOSEPHINE BAKER. Editions Simon Kra, Paris.
So viel Weltweisheit, so viel Humor, so viel Sicherheit des Urteils kommt nur aus der Unverdorbenheit und der Reinheit einer durch die moderne Zivilisation noch nicht zugrunde gerichteten Rasse.

POLITIK, Auswahl aus Macchiavelli von Hefele. Verlag Friedrich Frommann, Stuttgart.
Zwar nur eine Blütenlese, aber in der heutigen Zeit des politischen Dilettantismus ist man selbst dafür dankbar.

JULIUS BAB, Agnes Sorma. Niels Kampmann Verlag, Heidelberg.
Von allen hübschen Schauspielerinnen die zauberhafteste, die einzige vollkommene, die Deutschland gehabt hat.

M. FEIGEL, Aegypten und der moderne Mensch. Carl Curtius, Berlin.
Den Pyramiden sind wir heute weit näher als etwa den Krinolinen (siehe die Kosmetik, von der uns die Gräber erzählen). Dieses Buch leitet seine Berechtigung aus der starken Intuition her, mit der die Vergangenheit lebendig gemacht wird.

JOACHIM RINGELNATZ, Reisebriefe eines Artisten. Ernst Rowohlt, Berlin.
Soll man noch ein Wort verlieren über diesen herrlichen, suffverlorenen und so die wirklichen Zusammenhänge erschauenden Dichter?

LUDWIG KAPELLER, Die Flucht des Florian Faber. Verlag Ullstein, Berlin.
Ein spannender Unterhaltungsroman, der den geheimnisvollen Tod eines Menschen durch die merkwürdige Erfindung eines Sonderlings aufklärt. Im Mittelpunkt steht die Figur des zu Unrecht Verdächtigten, dessen Leidensweg durch gut geschilderte Hochalpenszenen, Gerichtssäle und geheimnisvolle chemische Laboratorien führt.

AUGUSTA V. OERTZEN, Die Schönheiten-Galerie König Ludwigs I. F. Hanfstengel, München.
Ein höchst charmantes Büchlein mit den Bildnissen und Lebensläufen von 38 schönen Freundinnen des Bayernkönigs.

EMIL LUDWIG, Kunst und Schicksal. E. Rowohlt, Berlin.
Vier Kapitel über Rembrandt, Weber, Balzac und Beethoven. Letzteres besonders aktuell als Beitrag zur Beethoven-Literatur des Jubiläumjahres.

PITIGRILLI, Kokain. Eden, Berlin.
Virtuose Behandlung des Koks-Themas. Der polyglottfunkelnde Stil Pitigrillis muß in der Uebersetzung naturgemäß verlieren.

LEO KAPLAN, Das Problem der Magie und die Psychoanalyse. Merlin, Heidelberg.
Den Schlüssel zu magischem Denken und Tun glaubt ein überzeugter Psychoanalytiker in „narzistischen" Methoden gefunden zu haben.

JOS. HERGESHEIMER, Tampico. Th. Knaur, Berlin.
Fieberhafte Erlebnisse eines Repräsentanten des Großkapitalismus in tropischem Hafenmilieu. Die Beziehungen zwischen Mexiko und den Staaten werden anschaulich skizziert.

F. WERFEL, Geheimnis eines Menschen. P. Zsolnay, Wien.
Trefflich geschriebene Novellen. Unglaublich echt die Atmosphäre im „Trauerhaus", welches ein — „Freudenhaus" ist.

VICKI BAUM, Hell in Frauensee. Verlag Ullstein, Berlin.
Ein Roman von Durchschnittsleuten, die einander mit allerlei Liebe, Sport, Geldschwierigkeiten die verregnete Sommerfrische würzen. Ein Rekordmeister als Schwimmlehrer, hungriger Student, der sich die Generaldirektorstochter holt, lauter hübsche, gesunde junge Leute, Verlobung im Kopfsprung. Ein wirklich reizendes, helles Buch, das Banalität vermeidet, ohne sie zu überkompensieren.

PAUL VALERY, Herr Teste. Uebertragen von Max Rychner. Insel-Verlag, Leipzig.
Eine mit seltener Präzision vorgenommene Uebersetzerarbeit des ebenso geistreichen wie spröden Werkes des elegantesten Denkers Frankreichs.

ERNST WEISS, Die Galeere. Verlag Ullstein, Berlin.
Forscherleidenschaft und Liebe zu einer dunklen und einer blonden Frau erregen und zerstören das Leben eines jungen Arztes im Wien der Vorkriegszeit, in der ersten Periode der Radiumforschung. Das Nah-Historische der Anschauungen und Gestalten hat merkwürdig starken Reiz, Beweis, daß man auch scheinbar überwundenen Stimmungen nicht entronnen ist und daß dichterische Kräfte stark genug sind, die verflossene Form der Erotik wieder aufregend zu machen.

JACK LONDON, „Martin Eden". Deutsche Uebertragung von Erwin Magnus. Universitas-Verlag, Berlin.
Während Jack Londons Südsee- und Abenteuergeschichten den Autor hierzulande als Spezialisten abstempelten, war sein reifstes und umfassendstes (autobiographisches) Werk „Martin Eden", welches kürzlich in der Uebersetzung von Erwin Magnus erschien, Nicht-Englisch-Lesenden unbekannt. Die Bedeutung dieses spannenden und ergreifenden Romans liegt nicht allein in den faszinierenden Schilderungen der kleinen westamerikanischen Stadt, ihres Gesellschafts- und Arbeitermilieus, sondern vorzüglich darin, daß diese Lokalatmosphäre Dinge und Menschen nur wie ein transparenter Schleier umgibt; ist die anglo-amerikanische Hülle abgestreift, so bleibt Endgültiges, stets Wiederkehrendes menschlicher und künstlerischer Probleme. In potenzierter Dramatik rollt die Bilderfolge dieser Via Crucis an uns vorüber — bis Eden, der berühmt Gewordene, die Konsequenzen seiner Erkenntnisse zieht und jenen letzten Schritt tut, der in diesem ungewöhnlichen Buch nur natürlich erscheint.

Düsseldorfer Almanach 1928. Verlag des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen.

Dieser von *Dr. Walter Cohen* und *Gustav Lomnitz* herausgegebene Almanach ist ein entzückendes Buch. Sein Mittelpunkt bildet *Ernst de Peerdt,* der vor kurzem seinen 75. Geburtstag feierte. Geschmückt ist das Büchlein mit einer Reihe von Reproduktionen nach te Peerdtschen Bildern. te Peerdt ist zweifelsohne einer der besten deutschen Maler seiner Zeit. — Dann enthält der Almanach noch Beiträge rheinischer Dichter, wie Adolf von Hatzfeld, Wilhelm Schäfer, Herbert Eulenberg und von Otto Albert Schneider, am Rheine kurz O. A. Sch. genannt, der heuer seinen 50. Geburtstag mit Grazie, Esprit und Arabesken beging, ungefeiert, so wie er es wollte. *Ariel Tukar.*

MAURICE MAETERLINCK, Das Leben der Termiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Studien, deren phantastische Ergebnisse sich denen über die Blumen und über die Bienen würdig anreihen.

MAX MOHR, Venus in den Fischen. Verlag Ullstein.

Die Venus in den Fischen ist ein Sternbild, und der Roman handelt zum Teil von Astrologie. Dieser Sternenschein ergibt zum Teil sehr witzige und neuartige Beleuchtungen von Berlin W, den Betrieb in Liebe, Geld, Ehrgeiz und manche tiefere Absichten. Ein urweiser moderner Negerprophet leitet einen eleganten Sanatoriumsbetrieb, und ein neuer Frauentyp, sehr lebenstüchtig, sehr weiblich, sehr reizvoll, handelt die aktuellsten und die ewigen Probleme mit einem ärztlichen Kollegen ab. Der Roman war der Erfolg der „Dame", wirkt aber im Buch noch besser.

ERASMUS MOHR, Der Student Theophrast. Buch- und Kunstverlag Hermann Meyer, Berlin.

Phantastereien eines E. T. A. Hoffmann-Anbeters, dem es anscheinend der „Goldene Topf" seines Herrn und Meisters angetan hat, was denn auch in einem eigenen Kapitel bestätigt wird. Ein Sprung, und aus Anselmus wird Theophrast, aus dem Archivarius Lindhorst ein gelehrter Marabu, schwarze Katzen, graue Papageien, sonderbare Antilopen und Igel geistern herum. Es sind vom Berliner Zoo und Hoffmann inspirierte Phantasien, aber eines fehlt ihnen, die Genialität, die den Leser bei Hoffmann in Trance versetzt. Auch ist die Uebertragung auf heutige Zeit nicht gelungen, da die Sprache unselbständig, an die Vorbilder aus dem vorigen Jahrhundert anklingt. *Draco.*

OTTO FLAKE, Die Simona. Verlag Ullstein.

Ein sehr interessanter Roman mit psychologischer Feinheit und klarem Blick für das Zuständliche, der Flake eigen ist, aber bewegter in der Handlung, als er sonst zu sein pflegt. Ein junger Leutnant des Vorkrieges begegnet auf der Suche nach einem Posten als Flieger bei der türkischen Armee einer Reihe interessanter Menschen der Konstantinopler Fremdenkolonie. Darunter ist Nelly, die früher Gerda von Sanden hieß und einer allzu aristokratischen Erziehung entfloh, um das Leben reicher zu leben. Dem Leutnant begegnet sie mit Vertrauen und gibt ihm ihren Weg preis. Unter denen, die sie liebten, war der Stärkste der Student Simon, nach dem sie sich die Simona nennt. Der Erste war ein russischer Aristokrat. Und da sie den treuesten Freund verloren hat und sich von dem Leutnant verlassen glaubt, heiratet sie den Russen.

ANTHOLOGIE JÜNGSTER PROSA. I. M. Spaeth Verlag, Berlin.
Eine Palette mit reinen und stumpfen Farbtupfen von den Schreibtischen junger und jüngster Autoren. Eine wichtige und weit über die anderen hinausragende Novelle von Manfred Hausmann verdient nicht nur Beachtung; ihretwegen sagen wir bravo.

MAX JACOB, Visions des Souffrances et de la mort de Jésus fils de Dieu. 40 Zeichnungen von Max Jacob. Matre dennies, Paris.
Der Dichter hat für seinen Freund Maurice Sachs 40 Zeichnungen aus dem Leben Jesu geschaffen und erscheinen lassen. Eine selten schöne Sammlung von außerordentlichem Reiz, von der der Querschnitt demnächst einige Blätter abbilden wird.

MECHTILDE LICHNOWSKY, Das Rendezvous im Zoo. Verlag Jahoda & Siegel, Wien-Leipzig.
Auf dem Umschlag des Buches steht „Eine Novelle, zu deren Bezeichnung man nur bedauern kann, daß das Wort entzückend so elend abgegriffen ist." Leider gibt es kein anderes Wort in der deutschen Sprache für dieses Buch, das nur einen einzigen Fehler hat, nämlich, daß ein Portrait der Dichterin, des schweizer Malers Roche es „schmückt". Während Herr Roche ein Portrait-manufacturer ist, ist die Fürstin Lichnowsky eine Künstlerin.

MAX PULVER, Himmelpfortgasse. Bei Curt Wolff, München.
Ein Buch der Zeit: Tragik des sich auslebenden, entfesselten, Instinkten hingegebenen Bürgermädchens, das psychisch an das Bürgermilieu gebunden, feig und müde in dasselbe zurückflieht. Kokaingenuß ist zum erstenmal geschildert, erlebt geschildert, vor allem jene seltsame Wandlung der Erotik durch Kokain in traumhafte Sublimierung des Genusses, die, sich genügend, Gipfelpunkt der Lust ist. Der Hintergrund dieses sehr wirklich, unmittelbar und suggestiv wirkenden Stils ist tiefste Kenntnis menschlichen Herzens. *g.*

FRITZ MEDICUS, Die Freiheit des Willens und ihre Grenzen. Verlag I. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 1926.
„Der Schwerpunkt meiner Arbeiten lag für mich im Versuch, festzustellen, welche Bedeutung der Physik der jüngsten Zeit für die philosophische Erfassung des Freiheitsgedankens zukommt." Mit diesem Satze aus dem Vorwort der kleinen interessanten Schrift ist ihre Besonderheit treffend charakterisiert. Die Ergebnisse der modernen Physik führen in der Tat im Bereich des Freiheitsproblems zu grundsätzlichen Reflexionen, deren Darstellung in dieser Schrift unternommen wird. *D.*

CHARLOTTE BUCHOW-HOMEYER, Zeitehe. Ein Vorschlag. A. Marcus & E. Webers Verlag, 1928, Berlin-Köln.
Das kluge Buch einer gebildeten und idealgestimmten Frau, die, um der sexuellen Not und Verwirrung der Gegenwart zu steuern, den Vorschlag der Probeehe auf fünf Jahre macht, die bei gutem Resultat sich zur Dauerehe umwandeln ließe. Sie geht damit auf den Spuren Goethes (Wahlverwandtschaften) und Nietzsches (Zarathustra). Die praktischen Durchführungsmöglichkeiten und wirtschaftlichen Schwierigkeiten werden einsichtsvoll erörtert, bewußte und gewollte Beherrschung und Veredelung des geschlechtlichen Trieblebens ist das große Ziel, auf das sie hinweist. Deshalb zieht sie die gesetzliche Einführung der Zeitehe der Scheidungserleichterung vor.

Siegfried Sebba

MARGINALIEN

Schmelings Knockout-Rezept.

Wer wagt, gewinnt, vorausgesetzt, Fortuna vergißt nicht, daß der alte Römer sie seinerzeit verpflichtete, fortem adiuvare. Wager haben zwar auch schon das Genick gebrochen und Feige das große Los gewonnen, aber wäre dem nicht so, was wäre Wagen denn dann für ein Wagnis? Mehr noch als auch schon ohnedies müßte der Mut für Feigheit mit umgekehrten Vorzeichen gelten.

Schmeling wagte gern, und deshalb konnte er oft gewinnen. Da ein so klarer Knockouttreffer millimetergenau auf der Kinnspitze einschlagen muß, gehört Glück zur erfolgreichen Landung, wie zu allem Erfolg in der Welt. Mehr Segen hatte Schmeling auch nicht. Das Rezept könnte folgendermaßen analysiert werden: 158 Pfund Schlagkraft (stark gepfeffert), ein Maß Geistesgegenwart, mit ½ Pfund Glück versetzt, dazu zwei Hände voll Wut und ein Schuß vorgeheizter Nervosität, alles in Reaktionsschnelligkeit zusammengerührt und in einer Zehntelsekunde auf die Kinnspitze aufgetragen, dann zehn Sekunden warten, wie es aufgeht. Hierauf kann der k. o.-Kuchen serviert werden.

Schmeling verfügt in seinem Rechtshänder über unheimliche Schlagkraft. Man muß schon an Carpentier oder Dempsey denken, um Vergleiche ziehen zu können. Rudi Wageners Wucht ist vielleicht noch zermalmender, aber sie verhält sich zu Schmelings schußgleichem Stoß, wie eine Dampfwalze zu einem Schmiedehammer. Schmeling ist jung, bescheiden und beherrscht, und er

HENKELL & Co.

WIESBADEN-BIEBRICH • GEGR·1832

kann schon boxen. Er lernt von Kampf zu Kampf. Gegen Gipsy Daniels beispielsweise war seine Reaktionsleitung Auge — Hirn — Faust viel länger als gegen Bonaglia. Es boten sich ihm damals mehrere solcher Chancen, er konnte sie zwar gewahrwerden, aber nicht „wahr"nehmen. Diesmal schoß er mit Gedankenschnelle in die erkannte Blöße seinen haargenauen Schmetterschlag. Aus.

Sein Glück war erstens, daß Bonaglia sich selbst über- und Schmelings phänomenale Schlagkraft unterschätzte, daß der Italiener ein Boxer mit Herz aber ohne Hirn war. Sein Glück war weiter, daß die gegnerische Forderung, vor dem Kampfe seine Bandagen untersuchen zu lassen, diese langweilige Entwicklung von je 2½ Meter Band ihn nervös machte und daß seine gesunde Jugendkraft diese Nervosität in eine mächtige Wut umdestillierte. So trat er weiß, aber auch hart wie die Wand an, und auf seiner ganzen Fassade stand: Ich will's wissen!

Die wenigsten im Zuschauerraum erfaßten, daß Schmeling schon mit zwei rechten, ungenauen Kopftreffern Bonaglia in den Knien hatte wanken lassen, daß der Italiener nicht mehr Herr seiner selbst war, als er eine Anzahl Regelverstöße beging, sondern da bereits über lockeren Beinen schwebte. Schmelings schneller Haken, mehr von unten als von oben geschlagen, aus 20 Zentimeter Distanz kommend und doch mit dem ganzen Körpergewicht hinter der Faust, pflückte eine halbreife Frucht. Es war nicht *ein* Schlag, der Bonaglia warf, es war der *dritte* Rechte innerhalb einer Minute und der weitaus genaueste. Wahrscheinlich hätte er ihn auch nicht überstanden, wenn er als erster gekommen wäre.

Schmeling ist so talentiert wie sympathisch; er hat eine große Zukunft vor sich. Wie groß sie ist, wird sich zeigen, wenn er gegen Franz Diener geboxt haben wird, der eine nicht minder große Zukunft schon hinter sich hat.

Willy Meisl.

Hä ess nit mie richtig!

Von *H. Sartorius.*

D'r ale Pastor Achterat hatt ens en Kollekte. Hä gof singem Köster en Liß vun denne Lück, wo e daach, jet ze krigge. Die ganz riche Lück stundten do ävver nit drop; do wollt'e selvs hin gon un su kom'e och bei d'r Balzer, dä en Müll un vil Geld hatt. Et wor em Winter und düchtig kalt. D'r Balzer soß met singer Frau em wärme Stüffge un se frauten sich allebeids, wie dä alen Här eren kom.

„Billa, maach uns ens ene stiefe Grog", säht d'r Balzer för sing Frau. „D'r Här Pastor eß halv erfrore un muß jet Wärmes han."

De Frau stundt op un gingk en de Köch. Et doote och nit lang, do kom se met zwei große Gläser Grog erenn und stallt die op d'r Desch. Wie d'r Pastor ens probeet hatt, säht e för d'r Balzer: „Alle Achtung! Das ist ein vorzügliches Getränk bei der Kälte. Ich wäre glücklich, wenn ich so was auch zu Hause haben könnte." „Dat eß doch kei Kunsstöck, Här Pastor", säht d'r

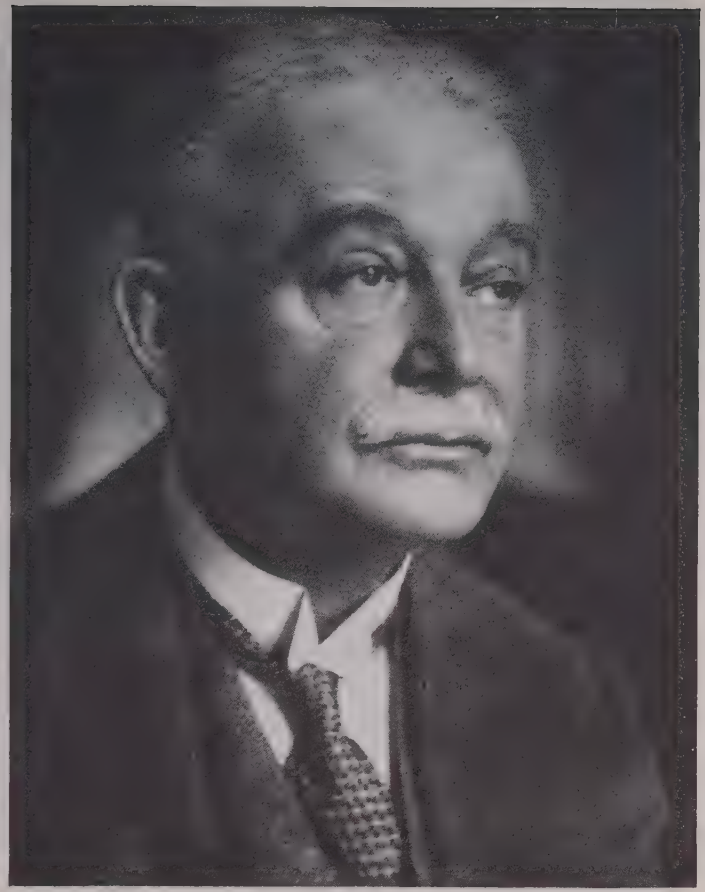


Photo Riess

Frhr. Lucius von Stoedten

Photo Gertrud Munckel

Margo Lion

Photo P. Delbo, Paris

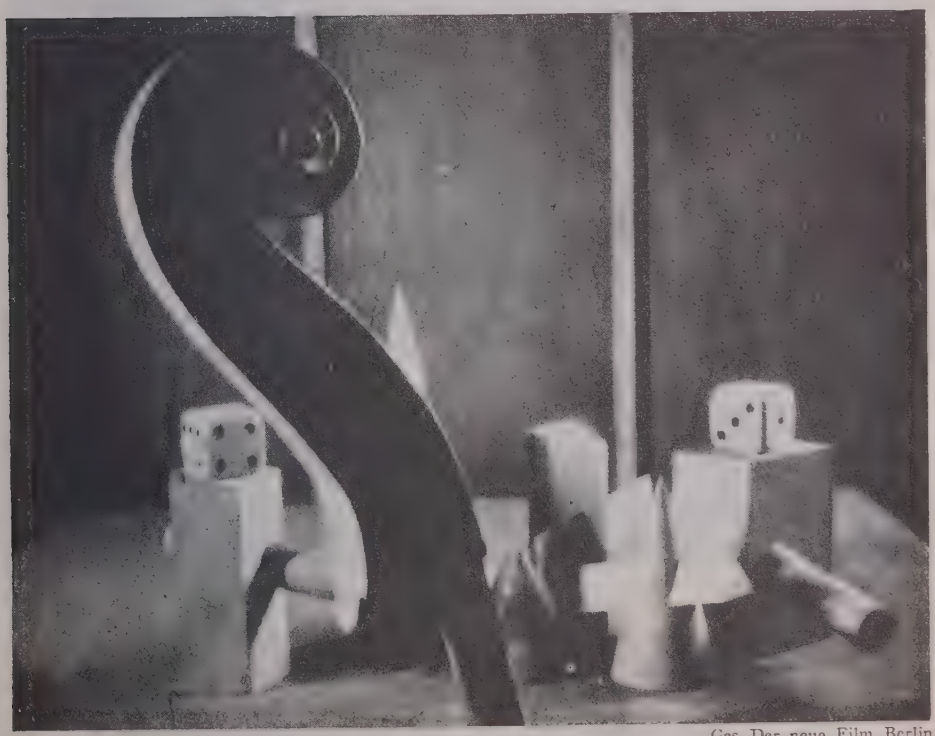
Atelier des holländischen Malers P. Mondriaan, Paris

Photo Daily Mirror

Kopisten in einer holländischen Galerie

Ausst. Gal. Internationale, Berlin

Paul Cézanne, Stilleben



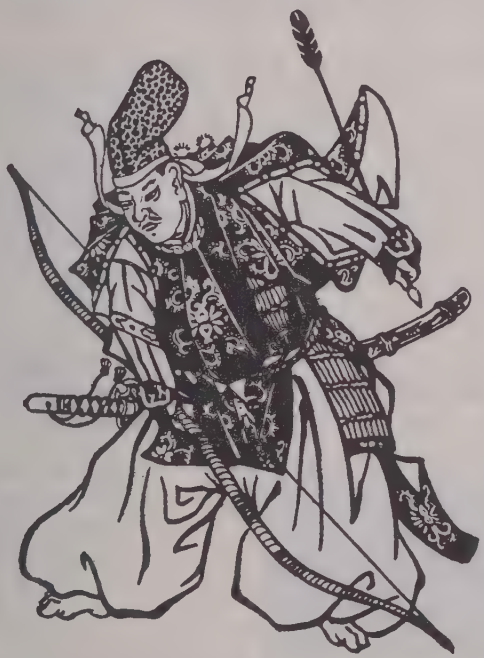
Ges. Der neue Film, Berlin

Aus dem Film „Emak Bakia" von Man Ray, Paris

Paul Strecker, Tragödie. Oelgemälde

Fritz Kronenberg, Matrose. Oelgemälde

EIN CHINESISCHER ROMAN



RÄUBER UND SOLDATEN

VON ALBERT EHRENSTEIN

„Ein Volksroman, ein Roman von der Landstraße. Eine Welt brechend von Leben, wie nur noch die Shakespearesche! Drei Stunden diesem Buch hingegeben sind drei Stunden glücklich und selbstvergessen gelebt. Es heißt, drei Stunden im Anhauch der Leidenschaft geatmet zu haben, die überall noch Kraft behält zu einem vulkanischen Feuer und Steine speienden Humor.“ Wilhelm Schmidtbonn im Berliner Tageblatt.

Halbseidenband mit echt japanischem Holzfurnierbezug 6 M

VERLAG ULLSTEIN · BERLIN

Balzer. „Ne gode Schoß Rum, jet Zucker un heiß Wasser, dann eß d'r Grog fädig. Ich mein, dat künnen se sich doch selvs maache."

„Ich verstehe!" säht d'r Pastor, „aber ich darf das nicht. Meine Haushälterin würde es sehr übel deuten, wenn ich geistige Getränke im Hause hätte. Ein Gläschen Wein duldet sie ja schon, aber der erwärmt doch nicht so." „Leeven Här Pastor," säht do d'r Balzer, „dat bruch doch de Hushäldersche nit ze wisse. Rum un Zucker künnen se en e Schaaf verschleße, wo die nit dran kütt. Wenn se dann ens e Glas Grog drinke welle, dann loßen se sich e Glas heiß Wasser gevve un sagen d'r Hushäldersche, dat wör för ze raseere. Dann merk die doch nix."

„Ja, ja," säht d'r Pastor, „das ginge schon. Ich werde mir die Sache mal überlegen."

Sechs Wochen drop kom d'r Balzer am Pastor singem Hus elans un hä gingk erenn, öm dä alen Här ens ze besöke. Em Husgang trof e de Hushäldersche. Die maht e ganz bedröv Geseech un säht: „Et eß e Glöck, Här Balzar, dat ehr ens kutt. Met unsem Här eß et nit mie ganz richtig."

„No, no!" säht d'r Balzer, „wat eß dann loß?" „Ija", fung do de Hushäldersche an ze kühme; „unse Här hät sich fröhter immer des Morgens raseet un dann soße m'r des ovends genöglich em Zemmerche. Aevver zick sechs Woche raseet e sich jeden Ovend fünf bis zehnmol, un ich darf nit erenn kumme. Leven Herrgott, wat soll dat noch gevve!" D'r Balzer woß Bescheid, Hä säht blos: „dann well ich ens noh im sin", un gingk erop. —

Hä wood och raseet. *(Kölner Illustrierte Woche.)*

Die **Freifrau Edgar von Uxkull,** geborene Baronesse Radowitz, eine der schönsten und beliebtesten Damen der Berliner Gesellschaft, feierte am 3. Februar ihren 20. Geburtstag. Sie hat ihre Kindheit und Backfischzeit mit so viel Grazie und Esprit verbracht, daß wir uns auf die Arabesken ihrer verte jeunesse freuen.

Unsere Freundin Marianne Raschig hat ihr sehr umfangreiches Handbildarchiv Fürther Straße 12, I, aufgebaut und Sprechstunden daselbst für Schicksalsforschungen aller Art Handaufnahmen, Horoskope, graphologische, chirologische Auskünfte, Traumanalyse usw. usw.).

Ein Besuch dieser Dame sei allen Querschnittlern sehr empfohlen.

Renée Sintenis in Paris. An der Stelle, an der 1914 Wilhelm Lehmbruck sein Oeuvre zeigte, in der Galerie Barbazanges in Paris, zeigte im Januar Renée Sintenis ihre Bronzen und Radierungen. Sie ist die erste deutsche Künstlerpersönlichkeit, die seit Lehmbruck an prominenter Stelle ihr Werk zu zeigen eingeladen war. Philippe Soupault schrieb das Vorwort ihres Kataloges, viele Künstler und Sammler sicherten sich ihre Bronzen, die Paris bezauberten. — Ein großer Erfolg für die deutsche Kunst.

In Berlin hat sich die **Neue Filmgesellschaft** gebildet, die im Sinne des Theatre du Vieux Colombier und des Studio des Ursulines zeitgemäße Filme bringen wird. Es werden u. a. Filme von Hans Richter, Rutmann, Calvacanti, Léger, Graf Beaumont, Man Ray und Renoir zur Aufführung gebracht.

„Kavalier und Dame" (Ullstein Sonderheft) erhalten folgende Anfragen aus dem Leserkreise:

1. Wie ißt man nach den Grundsätzen der modernen Lebensformen gekochte Eier? *C. P., Brake i. O.*

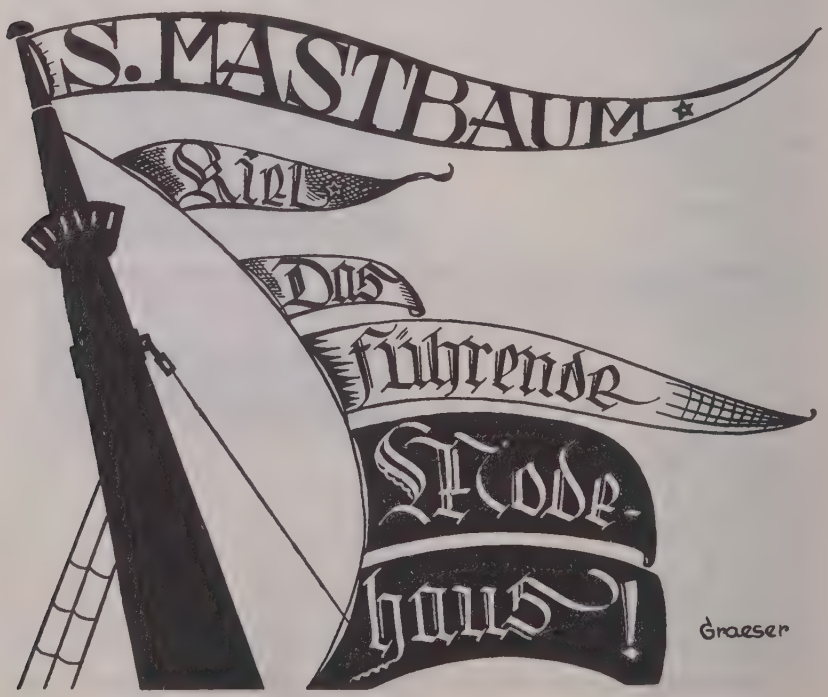
2. „Wie ißt man Erbsen? Spießt man sie auch mit der Gabel auf, oder darf man in dem Fall die Gabel als Schaufel benutzen?" *E. K., Elberfeld.*

3. Muß man beim Friseur den Chef eventuell vorgehen lassen? *G. M., Cassel.*

4. Bezugnehmend auf Ihre Mitteilung im „Cavalier und Dame", möchte ich um die Beantwortung folgender Fragen bitten:
   Darf ein Herr eine Dame, die er zweieinhalb Jahre kennt und in deren Eltern Hause er verkehrt hat, bei einem Rendezvous aufsitzen lassen, weil sich die Dame ihm gegenüber einmal taktlos benommen hat?
   Darf er eine Dame, die er ebenso lange Zeit kennt, bei einem Rendezvous aufsitzen lassen, ohne sich zu entschuldigen, weil sie eine Freundin mitbringen will, die ihn einmal beleidigt hat?
   Was ist die kleinere Taktlosigkeit, wenn er sie in ein Caféhaus bestellt und nicht hingeht, oder wenn er sie in sein Haus, in dem sie alle Leute kennen, einladet und nicht zu Hause ist?
   Wie hat sich die Dame zu verhalten, wenn sich ein Herr ihr gegenüber so benimmt? *P. S., Be.*

Clempereur und sein Don Giovanni. Dieser wunderbare Musiker, der trotz seiner Militärfeindlichkeit einen ungeheuren Zug in alte Opern, wie „Barbier" oder „Figaro", bringt (während er die langsamen Stellen manchmal ein bißchen reichlich auswalzt), hat den merkwürdigen Ehrgeiz, Regisseur zu sein. Rokoko und neue Sachlichkeit zusammen ist nicht leicht. Noch dazu in der neu barocken Zigarrenkiste bei Kroll. Der rote Tinneff mit Goldkuppelzierat, der sich bei dieser Aufführung entfaltet, ließ einen geradezu nach Hülsen und seinem Neumackartismus schreien, die drei Masken in Silberbrokat wirkten wie barocke Heilige mit schlecht gelegten Falten, den Gouverneur hätte man Belling machen lassen sollen und nicht Wilhelm Busch, als dessen ausgelaufener Kuchenteig er wirkte. Don Giovanni amüsierte sich bei seinem Diner, von dem er dauernd wegrannte, mit den Dolly Sisters, die ganz gegen ihre Natur in zwei lugubren Gewändern herumtanzten. Im übrigen gab es enorm viel Aepfel zu diesem Diner. Aepfel, Aepfel und immer wieder Aepfel, Don Giovanni, der Aepfelfreund. Die Abfahrt Don Giovannis war stimmungsgemäß, insofern sie etwas Seekrankes hatte: der gesamte rote Tinneff kam durch Schwenken einer Blendlaterne hinter der Bühne ins Schaukeln.

Warum nur hat Otto Klemperer, dieser Mann, der nicht nur ein großartiger Musiker, sondern der, wie es bei einem großen Dirigenten der Fall sein muß, in erster Linie auch optisch so faszinierend wirkt, mit seinen Windmühlenflügeln, die alles heranholen, in die letzten Tiefen des Orchesters langen und mit seinem heißen Zelotenkopf — warum nur hat Otto Klemperer den Ehrgeiz,



sein musikalisches Werk durch diese soidisant Experimente zu zerstören? Wo er doch weiß, daß heute a) niemand mehr Mozart singen kann, b) niemand mehr Mozart spielen kann, c) jede szenische Anstrengung vergeblich ist, besonders gräßlich aber, Rokoko der Neuzeit anzupassen.

Einziger Schluß ist: Er spiele die Musik bei geschlossenem Vorhang. Das Beste und das Billigste! *H. v. W.*

Kochbuch der Reichstagsküche. Tausend Originalrezepte der Tafel- und Frühstücksspeisen aus der Küche des Deutschen Reichstags nebst hervorragenden Festspeisenkarten. Herausgegeben von Paul Petzenbürger, Berlin 1896.

Dem Königlichen Hoflieferanten Herrn Friedrich Schulze ehrfurchtsvoll gewidmet von dem Verfasser.

Druckfehlerteufeleien.

„. . . Der berühmte Schauspieler wurde am Bahnhof von einem Haufen Kunstdünger empfangen."

„. . . Auch während seiner Anwesenheit in unserer Stadt trat der Fürst mit großem Pump auf."

„. . . Auch habe ich noch einige Schinken abzugeben, soweit der Vorrat riecht.."

„. . . Als Seine Durchlaucht die Hofloge betrat, vergeigte sich der Künstler mehrere Male."

„. . . Sichtlich befriedigt von den vorzüglichen Getränkèn, verließ der hohe Gast, nach allen Seiten freundlich wankend, das Lokal."

Kunsthandlung

P. RUSCH

GEMÄLDE ALTER MEISTER

Tafelsilber

aus der Hofsilberkammer Augusts des Starken

DRESDEN-A.
Sidonienstraße 27
Fernruf: 16279

BERLIN W 10
Hohenzollernstr. 13, pt.
Fernruf: Nollendorf 7384

Man verlange den neuen illustrierten Katalog

Exotika.

Von *Flappy Flipp.*

Idyll am Amazonas

In die Tasche unter seinem Lasso
Greift mit raschem Griff der Haziendádo,
Zieht die Flasche vor, die mit Cürásso
Halb gefüllt und halb mit Anisádo.
Denn es ist die Zeit zum Desayuno,
Wie das erste Frühstück hier wir heißen,
Mister Dabny, ich und Dr. Cuno,
Die den Amazonas wir bereisen.
Angesichts von acht Alligatoren,
Welche zwischen Wasserhyazinthen
Aus der Brackflut ihre Nasen bohren,
Trinken wir auf alle Wohlgesinnten.
Doch im Patio der Hazienda,
Gütig lächelnd über unsern Frohsinn,
Spielt derweil die schöne Donna Senta
Am Klavier, an dem sie Virtuosin.

Wein, Weib und Gesang. Der Pitter Schmitz, ein alter Kölner und großer Anhänger des Karnevals, hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich, so daß sich schließlich die Folgen in Gestalt eines Zipperleins einstellen. Er geht damit zum Arzt und dieser sagt ihm: „Ja leeve Mann, Ihr hat immer zo vill für Wein, Weib und Gesang geschwärmt. Dat muß ophöre, Ihr mütt Uech jet einschränken, auch, wenn der Fastelovend jitz widder kütt." — „Eß got", meint der Schmitz, „dann lohßen ich der Gesang fott, ävver Fastelovend muß ich fieren."

Schulaufsatz des kleinen Jaköbchen über die Kuh. Die Kuh ist ein Säugetier und Haustier. Sie ist überall. Ist mit Rindsleder überzogen. Hinten hat sie einen Schwanz mit einem Pinsel dran, damit jagt sie die Fliegen fort, denn sie könnten in die Milch fallen.

Vorne ist der Kopf, wo die Hörner dran wachsen und das Maul drauf Platz hat. Die Hörner braucht die Kuh zum Stoßen und das Maul zum Brüllen.

Unten an der Kuh hängt die Milch, sie ist zum Ziehen eingerichtet, wenn man dran zieht, so kommt die Milch heraus. Die Milch wird niemals alle, die Kuh macht immer mehr, wie sie das macht, haben wir noch nicht gehabt.

Die Kuh hat einen feinen Geruch, man riecht ihn schon von weitem, denn er macht die Landluft.

Der Mann der Kuh ist der Ochse. Er sieht genau so aus wie die Kuh, nur hängt ihm keine Milch dran. Darum ist er auch kein Säugetier, und man verbraucht ihn zur Arbeit. Der Ochse ist ein Schimpfwort.

Die Kuh lebt von Gras, und wenn das Gras gut ist, macht sie gute Milch, und wenn das Gras schlecht ist, macht sie schlechte Milch, und wenn es donnert, wird sie sauer. Sie braucht wenig Nahrung, was sie einmal gegessen hat, ißt sie immer wieder, weil sie alles wiederkaut, bis sie satt ist.

Mehr weiß ich nicht. *(Orig. Kölner Silvester-Ztg.)*

Der stolze Hahn. (E Krätzche us der Schull.) „Wer kann mir was vom Hahn erzählen?“ frög der Lährer.

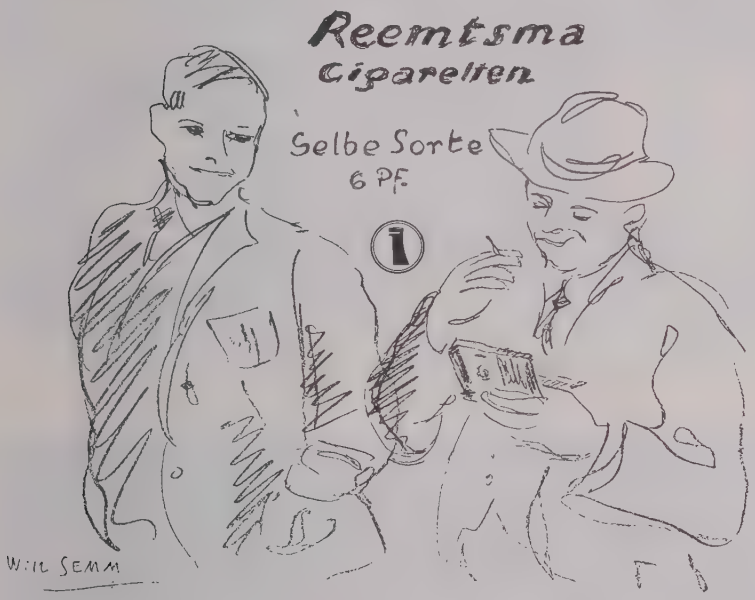
Pitterche: „Der Hahn is stolz.“

Schängche: „Der Hahn is dreist.“

Jüppche: „Der Hahn is auf dem Hof.“

„Warum so kurze Sätze?“ säht der Lährer, „Tünnes, mach mal *einen* Satz aus den dreien!“

Tünnes: „Der stolze Hahn dreißt*) auf dem Hof.“



Der § 1 der Polizeiverordnung betreffend die Ankörung von **Ziegenböcken im Reg.-Bez. Aachen** vom 1. 7. 27 (Amtsblatt S. 153) enthält folgenden Zusatz:

Ziegen dürfen nur von einem im Kreise angekörten Bock gedeckt werden. Dieser Bock muß in der Gemeinde vom Bockhaltungsverbande gehalten werden. Ausnahmebewilligungen von dieser Bestimmung kann nach Benehmen mit den bestehenden Ziegenzuchtorganisationen nur erteilt werden für die Deckung einer Ziege durch einen außerhalb der Gemeinde oder des in Frage kommenden Verbandes, jedoch innerhalb des Kreises gehaltenen angekörten Bock durch den Bürgermeister der Wohnsitzgemeinde des Ziegenhalters.

Vorstehende Bekanntmachung wird hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht.

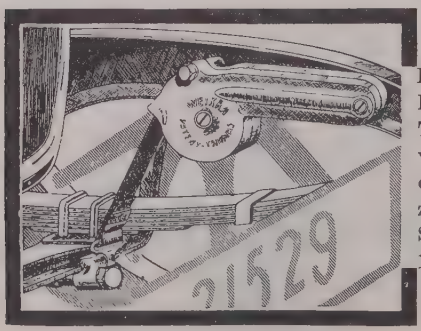
*) drißen ist das Köllsche Wort für sch ....

Tabakladen. 17. Jahrh. Kupferstich aus der Sammlg. Feinhals

Das große Collofino-Fest in Köln. Das Fest begann Sonnabend, den 31. 12. 27 um 12 Uhr mittags, wo in der Olbrichschen Villa Freunde und Deputationen in langem Zuge defilierten, und dauerte bis zum anderen Morgen um 6 Uhr, also 18 bzw. 30 Stunden.

Wenn man denkt, der ganze Westen inkl. Paris ist in leichten Marasmus verfallen und vegetiert dahin, so irrt man sich. Die Berliner Feste wirken gegenüber dieser Vitalität geradezu dürr und raschelnd. Köln bildet bekanntlich mit dem südlichen Holland und dem nördlichen Belgien, speziell Brüssel, ein sogenanntes Kulturgebiet, d. h., man erlebt die Kölsche Klut, die Kölsche Sinnesart, nicht nur zu Köln am Rhein, sondern dies ganze gesamte Gebiet ist voll von derartigen Kluts (Düsseldorf gehört nicht dazu, es ist rechtsrheinisch, also östlich, und der preußische Geist überwiegt ebenso wie etwa in Deutz).

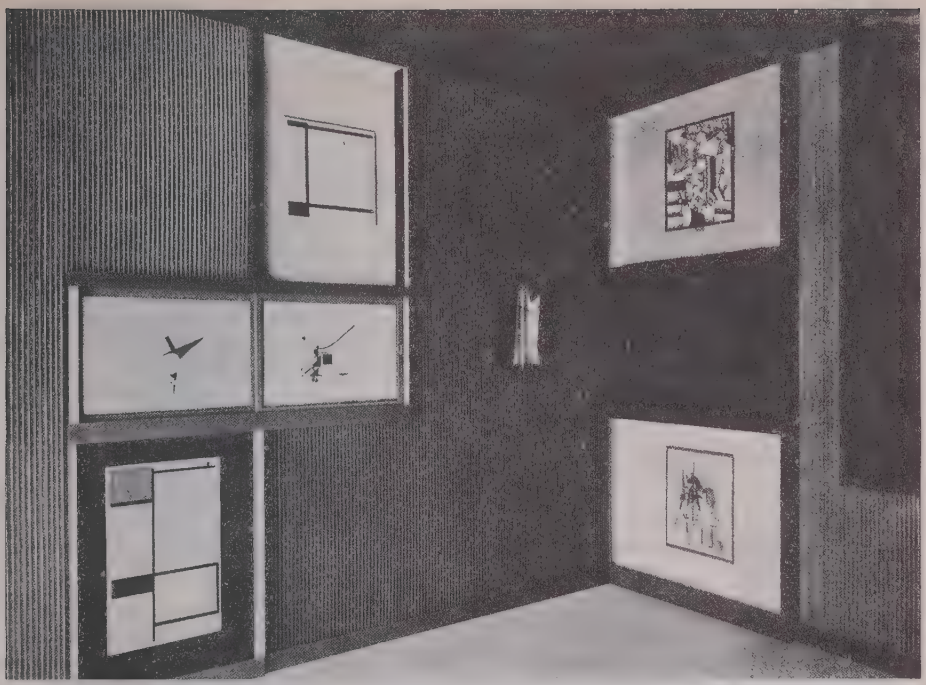
Joseph Feinhals, auch genannt Jupp, Juppa, Juppchen, Sephi, Seppl (von seinen süddeutschen Verehrern), ist nicht Ehrenbürger von Köln geworden, nicht Ehrendoktor der Universität, keine Straße ist nach ihm benannt worden zu seinem 60. Aber der „Stadtanzeiger" brachte eine Festseite, die sehr viel umfangreicher, fast das Doppelte von dem war, was man seinerzeit Louis Hagen an Raum gewidmet hat. Beides ist eigentlich nicht zu verwundern. Der Bürgermeister Konrad Adenauer liebt das Glänzende und Rauschende, er selber fliegt mit lautem Flügelschlag. Joseph Feinhals ist vermutlich etwas



STOP! LOOK! LISTEN!

Lachen Sie über die schlechten Straßen! Lassen Sie sich unseren WEIKRA-THOMAS-STOSSDÄMPFER unverbindlich einen Monat in Ihren Wagen einbauen! Dieser kostenl. Versuch überzeugt auch Sie! Fordern Sie unsere Prosp. S2 und S3 oder rufen Sie uns an: Norden 12857-59. Berlin N 4, Chausseestraße 117

WEISSENBORN & KRABO



Die „Abstrakten“ (Léger, Mondriaan, Lissitzky, Moholy usw.)
im Provinzial-Museum, Hannover

Sammlung Nell Walden-Heimann, Berlin

Der Chinese Hso-jin in Paul Lenis Film „Der chinesische Papagei"

Bühnendekoration des Bronx-Expreß von Ossip Dymow in den Kammerspielen

zu innerlich für diesen bürgermeisterlichen Ehrgeiz. Er ist tatsächlich reinstes Gold. Alles, was dieser Mann anfaßt, ist vorbildlich, gut fundiert, nobel und wahrhaft gediegen, ohne jede Verstiegenheit und ohne diese rasselnde Brillanz, die zurzeit an der Tagesordnung ist. Joseph hätt jet an de Föß.

Dichter, Schriftsteller, Maler, Tabakleute, Kanoniere, Bildhauer, Architekten waren gekommen, um ihren Kollegen zu feiern. Ueberall wurde aufgetischt. Von Fuchs, Neven Dummont, von Alfons Paquet und anderen. Aber die beste Rede hielt morgens um 6 Uhr, dauernd unterbrochen von dem Maler Max Clarenbach, dem besten Zwischenrufer des Rheingebietes, Oberstleutnant Fischer, der Feinhals als Kanonier würdigte. Da stellte sich heraus, was er erst im Stillen geleistet hat, es war eine Offenbarung, denn von dieser Seite kannte man ihn noch nicht.

Währenddessen schlief der Dichter Taddäus Kuhlemann, der am selben Abend Premiere gehabt hatte, in einem Sessel nebenan. Nachdem er zwölfmal hintereinander im Halbschlaf zwei große Platten mit Sandwiches und Muzen beniest hatte — und Kuhlemann versteht zu niesen — wurde er nach nebenan abgeführt. Als die Gäste gingen, versuchte man, ihn mit einer Kapelle von 6 Jazzband-Musikern wach zu kriegen, was nicht gelang.

Croce dagegen war Sonntag abend um 6 Uhr, also nach 30 Stunden, noch in Hochspannung. Er war bei weitem der Unentwegteste, kannte kein Halten, keine Pause, trotzdem, rein äußerlich gesprochen, wo er auftauchte, ein Signal erschien, dessen Rot auf schärfstes Halt stand. *H. v. W.*

„Bei uns — um die Gedächtniskirche rum." (Revue von Moriz Seeler und Friedrich Hollaender. Musik von Hollaender.) Das ist das Beste und Witzigste, was man in Berlin sehen kann. Hollaenders Musik, von ihm selbst am Flügel und von den herrlichen Weintraub Syncopators interpretiert, immer voll neuer, glänzender Einfälle. Schaeffers hinreißend als Zettelankleber („Klebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst geklebt zu haben") und als Profssor Theremin, Hubsi von Meyerinck als Major der Reichswehr und als Nutte unter dem Bülowbogen, Anni Mewes mit ihren dunklen Augen und zwei Eiern im Glas und als Josma Selim, die Hase als Knusperhexe am Wittenbergplatz und Alexa von Poremsky als sich selbst und Elisabeth die Große! *A. F.*

Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit

Der Dichter im Briefwechsel mit seiner Wiener Freundin Marie Exner und deren Bruder. Mit 4 farbigen Lichtdrucken nach Aquarellen von Gottfried Keller, einem Manuskript-Faksimile Kellers, der Wiedergabe eines Liedmanuskriptes von Brahms und 6 Bildern in Lichtdruck nach zeitgenössischen Vorlagen. In wesentlichen Teilen zum erstenmal veröffentlicht

Schöner Geschenkleinenband Mark 11.–

. . . Wer Gottfried Keller liebt, der macht sich eines Versäumnisses schuldig, wenn er sich nicht dieses köstliche Buch kauft (Tägliche Rundschau, Berlin)

F. G. Speidel'sche Verlagsbuchhandlung, Wien • Leipzig

General Heinroth. Ein Mann, den man nur mit einem Feldherrn vergleichen kann. Aber ein merkwürdiger Feldherr, der Befehle erteilt, sie persönlich überwacht und sie, wenn es für sein Temperament zu langsam geht, selber ausführt.

Der General ist aus der alten Garde hervorgegangen und hält deren Tradition durch, d. h. er schimpft, wird saugrob, macht Lärm für zehn und ist in keiner Weise für Konzessionen zu haben. Aber wenn er auch manchmal, wenn seine Gäste ihm Wünsche übermitteln, stramm steht (übrigens in einer Pose, die seine Generalstäblerkarriere verrät, also langes Fernsein von der Front), so ist er doch nichts weniger als schlechthin preußisch. Zehn und mehr Jahre war er in Amerika, und daher hat er das Freie, Tobende, Hemdsärmelige mitgebracht, was wieder alles Preußische zur Auflösung bringt oder jedenfalls angenehm genießbar macht.

Heinroth

Kurzum, es klappt hervorragend in diesem kleinen Raum der „Queen", wo die Kellner zu Führernaturen herausgebildet sind. Die Kellner dort denken, aber sie denken nicht etwa in dieser grauenhaft besserwissenden Selbständigkeit, die den „freien" Menschen auszeichnet, sondern sie denken kurz, knapp und sachlich, mit Heinroth im Innersten. Sie sind vollkommen durchdrungen von Heinroth: „Denn warum?" sagt der Prinz Albert zu Schleswig-Holstein, „weil Heinroth eine Persönlichkeit ist."

Um elf beginnt das Gedränge, um zwölf, könnte man sagen, ist es lebensgefährlich. Hat jemals jemand keinen Platz gefunden? Es ist eine seltene Einheitlichkeit in diesem Lokal, eine ausgezeichnete Solidarität. Hier herrscht Ordnung, Heinroth ist eine Ordnungszelle.

Aber was wäre Heinroth, wenn er nicht eine formidable Vergangenheit hinter sich hätte, und zwar eine, die bei der Stange blieb, eine sachliche, immer im selben Gewerbe eines Wohltäters und Organisators unserer Besten, unserer aristoi, unseres high life. Heinroth war nicht nur Richard, französisch ausgesprochen, nicht nur Richard, englisch ausgesprochen, nicht nur Palais Heinroth, sondern sogar Grand Gala (spr. Jrang Jalla). Wenige der Querschnittleser werden sich dieses interessanten Lokals erinnern, das eine einzige Orgie

in Grün war und sich in den Paragen der Bülowstraße befand, lange vor dem Krieg, um 1907 herum etwa. Damals machte der deutsche Geschmack wieder einen heftigen Vorstoß, oder vielmehr das Bedürfnis der Berliner nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit: und das bedeutet unweigerlich: uni. Deutsche Tänzer und Tänzerinnen und auch manche Theaterregisseure lieben uni, erstmal ist uni einfach und außerdem ist es stark in der Wirkung, weil immer dasselbe wirkt. Ich erinnere mich deutlich der formidablen Wirkung des Lokals. Man war ganz Billard, wenn man eintrat und die sich ins Ungewisse sich verlierenden Säle abschritt.

Seit damals ist dann Heinroth zur Tradition der guten alten Boite de nuit zurückgekehrt. Jrand Jalla war etwas zu selbständig und betont individuell, was nicht den wahren Tugenden unserer ersten Gesellschaft entspricht.

Was man trinkt um die Stunde, wo Heinroths Gestirn, die Venus, sich leuchtend erhebt, ist kein Problem: Schampus oder (fein, aber billig) Whisky, oder (billig und poplig): Mosel. Aber was ißt man um diese Stunde der Appetitlosigkeit? Heinroth geht von der absclutesten Appetitlosigkeit aus, und statt sich stumpfsinnig mit Sandwiches zu begnügen, hat er, geschärft an den besten Traditionen der französisch-amerikanischen Küche, selber einen auf deutsche Verhältnisse zugeschnittenen Küchenzettel erfunden. Hier figurieren z. B. in Toast hereingezogene Sardinen (zu einem Oyster Cocktail), verschiedene Salate von Hummer, oder Geflügelsalate, Schildkrötensuppe mit von ihm erfundener Schlagsahne drin (ohne Zucker), kleine Frituren von Tomaten, Gurken, kurzum eine Cuisine fantaisiste. Das Alte interessiert ihn nicht, er sagt mit der

PIANINOS • FLÜGEL
EINBAUINSTRUMENTE
(IBACH-WELTE / IBACH-PIANOLA)

Man erfrage Katalog »Q«. Preisliste und erleichterte Kaufbedingungen, besonders für das kleine IBACH-Pianino und den IBACH-Zwergflügel / Verkauf für Groß-Berlin: IBACH-Haus, W 35, Potsdamer Straße 39, Hans Rehbock & Co., W 30, Motzstraße 78; Hans Rehbock & Co., W 15, Kurfürstendamm 22

Elite der Amerikaner: „I don't care what the Pompadour liked 150 years ago. Give me something new." Dazu muß es die Heinrothsche Note haben, d. h. leicht meschugge sein. Nur einmal wird es ernst, mehr als das: dramatisch: wenn die Entenpresse angefahren wird. Entenpressen gibt es in Paris mehrere, z. B. in der „Tour d'Argent". In Berlin nur eine: in der „Queen". Fühlt man sich dafür stark genug, muß man in die „Queen" gehen. Der Prozeß rollt sich folgendermaßen ab: die Enten — und zwar ist es, als deutsche Spezialität, eine Wildente, da der Verkehr mit Rouen in dieser Beziehung noch nicht organisiert ist — die Ente wird kaum angebraten angerollt, das Fleisch — zwei Hälften — kommt in die Silberschüssel mit Spiritus, die Carcasse, das Skelett, kommt unter die Presse, die das Blut herausdrückt. Das Blut in Verbindung mit Kognak und Portwein dient lediglich zur Soßenbereitung. Dies ist Heinroths Meisterstück. Es schmeckt sehr wild naturgemäß und steigert die Triebe ins Gigantische.

Aber der Feldherr bleibt bei dem allen kalt und kennt nur die Sache. Wenn gepreßt wird, hat er etwas vom Scharfrichter.

Er hat zehn Jahre Delmonico hinter sich, wie er uns erzählt, aber die Vergangenheit interessiert ihn nicht, die Gegenwart kaum, nur die Zukunft. Augenblicklich ist er griechisch eingestellt: er träumt von einem Restaurant Delphi mit Sternenhimmel. *H. v. W.*

Die Nachtjacke. Ein Bauernmädchen hat in der Stadt geheiratet. Ihre Mutter hat ihr eine Menge Lehren über den „Benimm" in der Stadt gegeben und ihr u. a. gesagt, daß sie jetzt auch Nachtjacken tragen müsse. Nach der Heirat besucht die junge Frau die Mutter, und diese fragt: „Häst do dir auch Nachjacke gekauf?" — „Sicher", erwidert die Tochter, „ävver minge Mann laach sich ovends kapott, wenn ich et Hemb aus- und die Nachjack anziehe."

Die Tanzsaison! Das große Januar-Programm der „Electrola" enthält alle neuestem Tanzschlager vom beliebten „Russian Lullaby" bis zur „Blue Serenade". Auch die neuen deutschen Schlager „Heut' ist die Käte so etepetete", „Sag' du zu mir", „Heut' war ich bei der Frieda" sind im Januar-Programm, gespielt von Marek Weber und seinem Orchester, vertreten.

Die Kunsthandlung P. Rusch hat ihre Ausstellungsräume nach der Hohenzollernstraße 13, parterre (Telephon: Nollendorf 7384) verlegt.

Ein bremisches Buch – ein europäisches Buch!

Emil Ludwig

urteilt darüber: „Ich liebe an diesem Buche die überlegene Zeichnung einer Klasse, deren alter Stil geisterhaft in unsere Epoche ragt... Den Leser unterhält eine wachsende Erfindung von Konflikten, denn das Buch steigt immer mehr auf, und eine Fülle kleiner ironischer Züge flimmert zwischen den Problemen auf und nieder." Das Buch heißt:

Josef Kastein / Melchior

FRIESEN VERLAG, BREMEN BÖTTCHERSTR. 6

In Ganzleinen Mark 6.– Durch die Buchhandlungen zu beziehen

Die olympischen Winterspiele.

Wenn dieses Heft in den Händen der Leser ist, sind sie gerade im Gang. Es sind die zweiten Winterspiele, die ersten fanden 1924 in Chamonix statt. Frankreich war Veranstalter der olympischen Spiele. Diesmal ist es Holland, und wie sollte man in den Niederlanden Skispringen oder Bobfahren? Die Schweiz ist mit ihren Bergen für Holland eingesprungen. St. Moritz zieht die Winter-Olympiade auf. Das kostet Geld, aber es bringt Propaganda.

Eisschnellauf 500, 1500, 5000 und 10 000 Meter, das liest sich leicht, aber es läuft sich schon schwer. Verlangt etwa einer von Körnig oder Nurmi, daß er 100 und 1000 und 5000 Meter gleich gut beherrsche? Hier wird es verlangt. Gesamtsieger wird, wer in allen vier Distanzen am besten abschneidet. Die Eisbahn steht der Eisenbahn nicht viel nach, was Tempo betrifft, und die 10 Kilometer werden so etwa à la beschleunigter Personenzug, 1000 Meter in 1¾ Minuten, zurückgelegt.

Bob! Das ist kein Vorname, sondern eine Art niedriger, primitiver Ottomane, mit Kufen, statt der Füße. Auf diesem Rutschfahrzeug liegt — sitzt die Mannschaft. Besagte Ottomane hat eine Vorrichtung zum Lenken und eine zum Bremsen. Letztere wird nie, erstere mitunter benützt. Einander im Schoße hockend saust die ganze Gesellschaft eine steile Eisschneebahn hinab. Wird es zu steil und gefährlich, dann macht die Bahn eine Kurve, das ist noch gefährlicher. Wer die Bahn zweimal — zusammen — am schnellsten durchsaust hat, hat gewonnen. Die meisten Bobs rechnen damit, daß man bei ihnen auf dem Rücken liegt, bezw. von dessen Fortsetzung Gebrauch macht. Es gibt aber auch Mannschaften, die sich bäuchlings zu Tale tragen lassen. Wenn der Ruf „bobben" ertönt, hat das gar nichts mit Haarschneiden zu tun, sondern dann beginnt die Besatzung im Bauchgelenk zu nicken, um schneller vor-, abwärts zu kommen. Liegt ein einzelner auf einem kleinen Böbchen auf dem Bauch und saust so den Chresta-run hinunter, dann heißt das Skeleten. Es gehört in St. Moritz einfach zum guten Skeleten in der Gesellschaft, daß ein gesunder junger Mann, der etwas auf sich hält, sich auf diese interessante Weise die Knochen zu brechen versucht. Der Rekord steht, glaube ich, für die 1231 Meter lange Bahn auf 58,7 Sekunden. (Der Sicherheit halber habe ich nachgeschaut.)

A. MARCUS & E. WEBER'S VERLAG
BERLIN W 10, GENTHINER STR. 38

Soeben erschien:

ZEITEHE Ein Vorschlag
von Charlotte Buchow-Homeyer

Oktav, 144 Seiten; in Leinen gebd. 4 RM, numer. Vorzugsausgabe (100) in Halbpergament gebd. 10 RM

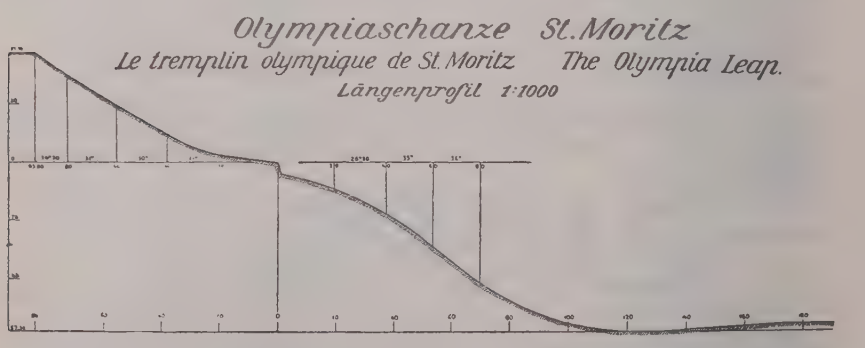
Inhalt: Vorwort / 1. Die „Schuld" des Weibes / 2. Die Emanzipation / 3. Männlicher Dualismus, Seele und Trieb / 4. Gattenwahl / 5. Polygynität des Mannes / 6. Kritik der Ziele der Jugend / 7. Historische und moderne Formen der Zeitehe (Rußland) / 8. Wirkungen der Zeitehe / 9. Die praktischen Durchführungsmöglichkeiten und wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Zeitehe / 10. Erleichterte Scheidungsmöglichkeit oder Zeitehe?

Ausführl. Prospekt kostenlos

Eishockey kann man jetzt überall sehen. Es lohnt sich, wenn es sich lohnt. Menschgranaten explodieren mit Grazie. Es ist das schönste Spiel der Welt, wenigstens für den Zuschauer. Für den Spieler ist es noch schöner. Hier ist die schönste Schnelligkeit, ein fast törichtes Tempo, die unerhörte Wucht des Einzelnen wie die Masse, die ganze Kunst des Mannschaftskampfes von Fußball, Hockey, Wasser- und anderen Bällen zusammengeballt, kräftig konzentriert im kleinsten Kreise, bequem in zwei Augen zu behalten. Eishockey ist eine unerhörte Zusammenziehung. Wie in einer Dose Liebigs Fleischextrakts der ganze Ochse, so hier ein Match in der Brennlinse. Schnelle Schlittschuhe auf schnellem Eise, unter schnellen Füßen, unter schnellen Köpfen, die schnelle Schüsse mit schneller Scheibe ausspekulieren. Flink, phantastisch, fabelhaft. Gesehen haben müssen!

Der *Skisprung* ist eine Falschmeldung. Wer es nicht glaubt, der sehe sich den beigelegten Querschnitt der Olympia-Schanze von St. Moritz an, die keineswegs ungewöhnlich kühn gebaut ist. Der Skisprung ist Sturz, freier Fall, furchtbarer Flug. Jetzt springt man aerodynamisch. Die Leute sind dahinter gekommen, daß sie fliegen und nicht springen, und sie nützen ihre Körperfläche für den Luftwiderstand aus. Sie legen sich vor, über die weite Welt, die bergetief unter ihnen liegt, daß sich uns beim bloßen Anblick ihr Magen umdreht. Aber das Herz schlägt höher. Der Mensch fliegt. Er pfeift auf die Erde, rutscht sich hinaus in den Aether für drei ewige Sekunden, dann gibt es den Auffall, das bissige Bremsen der empörten, genasführten Schwerkraft, die sich in Schußfahrt verwandelt und die Gestalt von 100 Stunden-Kilometern annimmt. Bitte sehen Sie auf der Skizze nach! Schon bei einer Weite von 60 Metern — Flugdauer, ca. 3 Sekunden — ist die Falltiefe über 30 Meter. Man wird bei den Winterspielen weiter springen, tiefer stürzen. Es wird erhebend sein.

In 37,7 Meter Höhe startet der Springer, auf o-Höhe fliegt er ab. Berührt er bei 60 Meter Weite die Bahn wieder, ist er ca. 30 Meter tief gefallen. Ein netter Gleitflug für drei Sekunden. *Willy Meisl.*

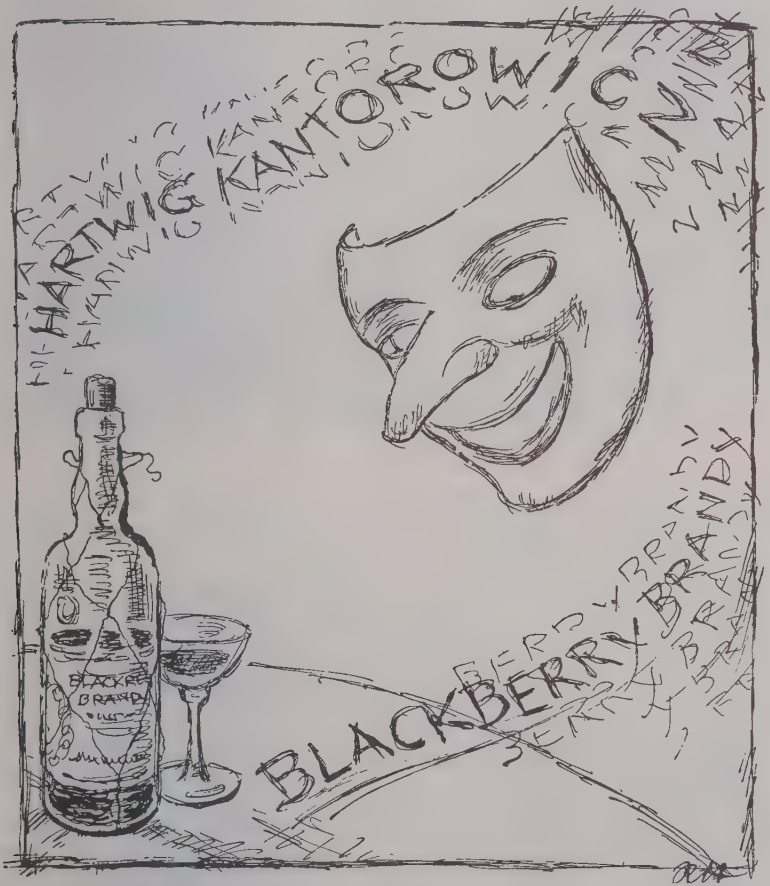


Parlamentsblüten aus dem Deutchen Reichstag.

„Wenn der Vorredner meint, er dürfe hier auf mir herumhacken, so drischt er leeres Stroh!“

▪

„Es ist heute schon viel zu viel gesprochen worden, ich werde also Schluß der Debatte beantragen, und wenn ich zu diesem Zweck bis morgen früh reden müßte!“



Rolf v. Hoerschelmann

„Wie ich schon im November vorigen Jahres betonte, halte ich das Haus heute nicht für beschlußfähig.“

▪

„Ich komme nun zur Schundliteratur. Meine Anstrengungen, diese Auswüchse zu bekämpfen, sind bisher leider von Mißerfolg gekrönt gewesen. Seitdem ich hier meine erste Schundrede gehalten habe, — und ich habe seitdem fort und fort wiederholt, — hat sich der Schund mindestens verdoppelt.“

„Ueber dieses Thema habe ich nun zwei Sessionen hindurch mit Engelszungen zu Ihnen geredet. Es war vergebens, und da werden Sie wohl begreifen, daß mir die Engelszungen nachgerade zum Halse heraushängen!"

•

Anmerkung der Red.: Den meisten hängt schon der ganze Reichstag zum Halse heraus. *(Orig. Kölner Silvester-Ztg.)*

Was liest man so? Die weihnachtliche Pause läßt einen endlich wieder zu Büchern kommen. Nicht, um sie auszulesen. Wer tut das noch, außer den Zünftigen, es sei denn, es handle sich um einen Schlager.

Auch auf diesem Gebiet der Bücher präsentiert sich gut und deutlich der Zustand zwischen den Zeiten. Im allgemeinen mag man z. B. einteilen in Geschmus und Substantielles, in alten und neuen Stoff, alte und neue Form. Wichtig erscheint mir, weil selbstverständlich, die Einteilung zwischen Eigenbesitz und Fremd. Was gleichbedeutend mit Mut und Feigheit, echt und unecht, Leben und Tod ist. Die Grenze ist immer vorhanden, wenn auch nicht immer deutlich. Aber so lange es einen Ehrgeiz gibt, der Literaten in Sphären treibt, die sie nicht beherrschen, wird es nie ein „reiner Genuß". Selbst ein Mensch wie Paul Morand, der am liebsten die Welt umspannen und einzig und allein ein kühler Gentleman sein möchte, kommt einmal zu den Grenzen von sich selber. (Wie es sein „Buddha Vivant" klar erweist.)

Bei uns ist Weltanschauung noch immer das Klippengebiet. Es wird in den verschiedenen literarischen Küchen noch immer reichlich fett gekocht, mit Zutaten wie Mitleid, Masse, Kollektivgefühl und zu wenig Bedacht, daß das alles nichts hilft, wenn der Produzent auch nur dem leisesten Zwang von außen nachgibt. Hier ist eine sehr merkwürdige und man kann sagen durchaus einzige Erscheinung festzustellen: Arnold Zweig: „Streit um den Sergeanten Grischa". Die Leute, die Politik machen wollen, könnten sich aus diesem Buche ihre Rezepte holen, wenn es solche gäbe. Das ist endlich ein Buch, das selbstverständlich revolutionär wirkt, das nicht dauernd Schreckschüsse abgibt, brüllt und in Rot macht. Ueberzeugender kann der Stumpfsinn des Betriebes nicht geschildert werden, sachlicher nicht der Zustand, in den die Welt durch den Krieg kam, was ebenso schwer ist, wie es leicht ist, tendenziös zu bellen. Nur ganz selten stellt man einen fremd sentimentalen Ton fest, der den Figuren dieses Buches indessen nichts anhaben kann.

Dies Buch, eines der ganz wenigen deutschen Bücher, die deutsch sind, hart und bewußt, ist außerdem ein Beweis, daß die Menschheit noch im Zusammenhang lesen kann. Das Buch vom Père Kerr dagegen, mit dem wunderhübsch blumigen Titel, der von ihm selbst sein könnte, wird deshalb nicht lieber gelesen, weil es bequemer zu lesen ist. Jeder Mensch weiß, Kerr möchte gern ein Dichter sein. Dies beharrliche Pochen auf diese Qualität erinnert mich an meinen Mitschüler Gustav Hirschfeld, den man auch nicht so recht zulassen wollte, und der mitten in der Festfreude eines Tanznachmittags, zu dem er nicht gebeten war, erschien und standhaft erklärte: „Ich will tanzen."

Le Père Kerr ist ein Dichter, und zwar ein wunderbar zusammenhangloser. Ueberall kriecht er herein in die Gegend und ist voll von Staunen,

Atelier Baruch

René Crevel

Photo Curtis Moffat

Viscountess Mary Curzon

Photo Becker & Maaß

Friedrich Holländer

Photo S. Georges, London

Jack Hylton

Photo Bakonyi

Original Jazzband. Kaffern mit ihren Trommeln (Südafrika)

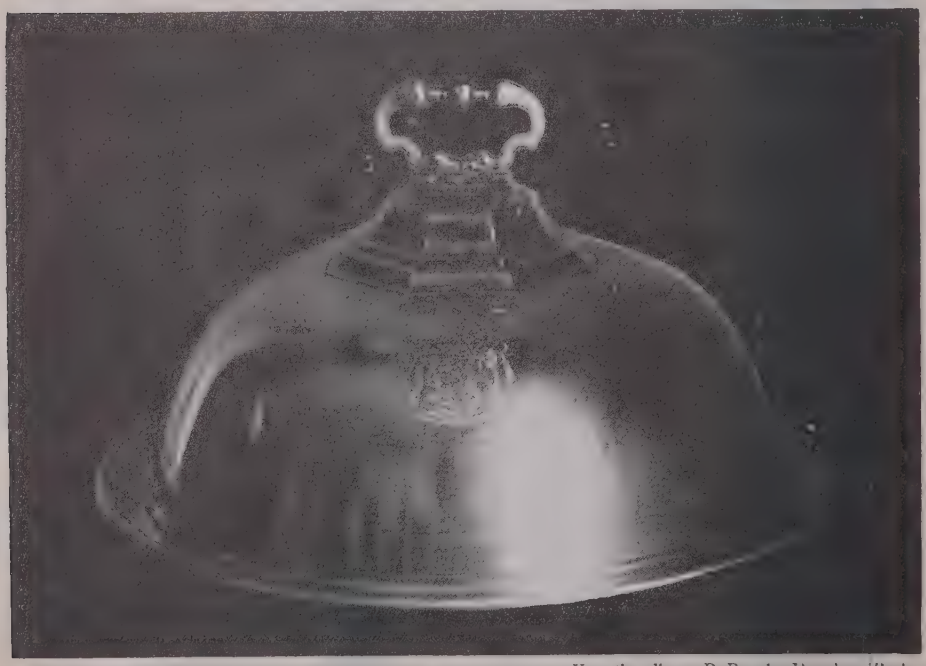
Photo Baruch

Annemarie Hase auf dem Ball der Prominenten in ihrem prämiierten Kostüm

Mme. Madou-Anspach und Mme. André Derain auf einem Pariser Negerball

Rudolf Levy, Max Pechstein, Carl Hofer, Renée Sintenis, George Grosz, Ottomar Starke, Fritz Heß usw. auf einem Berliner Künstlerfest

Die Renée-Sintenis-Ausstellung in der Galerie Barbazanges (Hodebert) in Paris



Kunsthandlung P. Rusch, Dresden / Berlin

Silberne Servierschüssel von Danie Schaeffler (Augsburger Silberschmied)

sieht durch alles hindurch und läßt alles, wie es ist. Er ist einer der glücklichsten Menschen, die existieren, und er weiß uns sein Glück mitzuteilen. (Daß er meine Heimatprovinz Schleswig-Holstein konkurrenzlos findet, sei ihm besonders hoch angekreidet.)

Manche bringen die römischen Ziffern gegen ihn vor, die vielen kleinen Zeichen, deren er sich bedient, Punktreihen, Gedankenstriche usw. und die vielen Absätze und Zwischenräume, wo er, klug wie er ist, nichts tut, ausruht und sicher auch den Leser ausruhen lassen möchte. Auch das, das ganze Zwischenwerk, ist ihm in der oft allzu albernen Hetze hier besonders hoch anzurechnen.

Gegen Thomas Mann, den er nicht verknusen kann, ist er in diesem Buch etwas freundlicher als in seinen Thomas - Bodenbruch - Gedichten, wo er direkt ungerecht ist. Am stärksten wirkt sein Zwiegespräch mit Mann auf der Pariser Botschaft. Mann: Wir hatten noch keine Gelegenheit, uns zu begrüßen. — Kerr: Guten Abend, wie geht es Ihnen? — Mann: Danke, man schlägt sich so durch. (Ende des Gesprächs). *H. v. W.*

Erkältungen und deren gefährliche Folgen für das Gesamtbefinden des Körpers, die oft gar nicht abzuschätzen sind, bekämpft man erfahrungsgemäß durch die natürlichen Heilmittel Emser Wasser (Kränchen), Pastillen und Quellsalz. Ihren vorzüglichen Wirkungen gegen Katarrhe, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, auch Asthma, Grippe und Grippefolgen verdanken sie seit langem Weltruf. Gegen Magensäure (Sodbrennen), Zucker und harnsaure Diathese haben sie sich ebenfalls hervorragend bewährt.

oder

DIE SAGE VON DER FREIHEIT DER KUNST

420 S. · Kartoniert RM 2.80, in Leinen RM 4.80

Motto: Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern
— — — — — — — — —
Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Aus Goethe: „Der Sänger"

Sinclair behandelt in diesem Buche, unter einem ganz neuen, einzigartigen Gesichtspunkt Leben und Werke der großen Künstler aller Zeiten und Völker. Die Weltliteratur ist noch nie wie hier von ihrer lebendigsten Seite her untersucht worden. Eines der wichtigsten Bücher über die soziale Stellung des Künstlers und ihren Einfluß auf sein Werk.

DER MALIK-VERLAG
BERLIN W 50

SCHALLPLATTEN-QUERSCHNITT

Tanzplatten.

„Die Holzauktion", Foxtrott (arrg. Kahnt-H. Bik). Künstler Jazz-Orchester Georges Boulanger. — Rückseite: *„Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn gesehn?", Foxtrott (Einödshofer, arrg. Bik). Vox 8569.* — Geistreiche Miniatur Paraphrase über unverbrauchte Schlager. Jeder Spieler produziert schlichte Virtuosität.

„Shanghai Dream Man", Foxtrott (Davis und Akst). — Rückseite: *„Fallen Leaf" (V. K. Logan und F. K. Logan). Paul Whiteman und sein Orchester. Electrola E. G. 603.* — Effektvolle Chinoiserien, abwechslungsreiche Melodik, spannendes Schlagzeug-Ostinato.

„Zulu Wail", Yale blues (Skinner und Bibo). — Rückseite: *„A Blue Serenade" Lytell). Rio Grande Tango Band. Electrola E. G. 682.* — Exotisch-kapriziöse, sehr reizvolle Platte für Meistertänzer.

„Sind Sie nicht der Krause aus dem Hinterhause?" Yale (Meisel, Stransky, Rotter). — Rückseite: *„Deta", Deutscher Tanz (Bransen). Tanz-Orch. Bernhard Etté. Vox 8565.* — Leicht elegischer Yale, zum Abkühlen zwischendurch höchst angenehm.

„The Great Four" (C. Robrecht). Tanz-Orch. Bernh. Etté. Vox 8568 und 8574. — Zwei hübsche „Suiten", allen Dauertänzern warm empfohlen: kann man doch Foxtrott, Boston, Tango, Onestep sozusagen in einem Atem danach tanzen.

„Dancing Tambourine", Slow-Fox (Polla). — Rückseite: *„The Devil is afraid of Music", Slow-Fox (Robinson). Jack Hylton-Orchester. Electrola E. G. 671.* — Fernöstliche Atmosphäre, bravouröser Schmiß, eigensinniger Klopfrhythmus.

„Acordate", Tango (R. Ruiz Moreno). — Rückseite: *„Mocosita" (Matos Rodriguez). Orquestra Tipica Victor. Electrola E. G. 538.* — Frühlingshafte Zärtlichkeit und vormärzliche Herbheit pulsieren in diesen werbenden Klängen.

UNSERE NEUE GROSSE FILIALE:
TAUENTZIENSTR. 14 IST ERÖFFNET!

15 Vorführräume, ein großer Konzertsaal, nach den modernsten Entwürfen von erster Künstlerhand, wird diese unsere neue Berliner Westen-Filiale als eine Sehenswürdigkeit Groß-Berlins erscheinen lassen.

RAMMOPHON SPEZIALHAUS G.m.b.H

Berlin, Tauentzienstr. 14 und Friedrichstr. 189 sind die Räume bedeutend erweitert.

Breslau, Gartenstraße 47. **Düsseldorf**, Königsallee 38-40. **Elberfeld**, Herzogstraße 30. **Essen**, Kornmarkt 23. **Kiel**, Holstenstraße 40. **Köln a. Rhein**, Hohe Straße 150. **Königsberg i. Preußen**, Junkerstraße 12. **Leipzig**, Markgrafenstraße 6 (im Hause Pohlich). **Nürnberg**, Königstraße 63. **Wien I**, Graben 29 a (Trattnerhof II) und Getreidemarkt 10.

„Cielito Lindo" (Bourdon). — Rückseite: *„Mexikanische Tänze" (Briseno). Mexican Tipica-Orchester. Electrola EG 500.* — *Merkwürdig, aber wahr: Berliner* Ohren und Beine werden sich bei diesen original-mexikanischen Weisen besonders heimisch fühlen.

„Da-Da-Da", Charleston (Meyer). — Rückseite: *„My Heart stood still", Foxtrott (Rodgers). Jack Hylton-Orchester. Electrola EG 598.* — Handfeste Derbheit jazzt drauf los, melancholisches Saxophon und vitales Ensemble.

„Zwei Märchenaugen", Foxtrott aus „Die Zigeunerprinzessin" v. Kálman. — Rückseite: *„Mein Darling muß so sein" („Zirkusprinzessin"). Paul Whiteman und sein Orchester. Electrola E. G. 599.* — Keine Soirée ohne diese pseudo-klassischen Schlager!

„La Rayuela", Tango (J. de Caro). — Rückseite: *„Yvette", Tango (Costa, Roca). Julio De Caro y su Orquestra Tipica. Electrola EG 537.* — Besonders rassige und tonschöne Wiedergabe unverwüstlicher Tänze.

„Since I found You", Foxtrott (C. Woods). — Rückseite: *„Blue Skies", Foxtrott (Berlin). Vincent Lopez-Orchestra mit Chorus. Brunswick A 192.* — Technisch vorzügliche Aufnahme: deutliche Aussprache, schmeichlerischer Klang nebst suggestivem Temperament.

Diversa.

„Honey-moon-Lane" (Dowling, Hanley). Engl. Chor mit Orchester. Potpourri. Victor Leight-Opera Company, und „Ooh Kay" (G. Gershwin). The Revellers: Negerquartett mit Klavier. Electrola E. H. 60. — Prächtige Kombination von modernster Klavierbegleitung, schmelzendem Liebesduo und interessanter Niggerpolyphonie: fabelhafte Platte!!!

„In a little Spanish Town" (Wayne). The Revellers: Negergesang mit Klavier. — Rückseite: *„I know that You know" (Caldwell und Youmans). Electrola E. G. 497.* — Ihre sanfte Präzision und Klangfülle ergötzen immer wieder.

„Zigeunerweisen" (Sarasate). Cello: Gutia Casini. — Rückseite: *„Tarantelle" (Popper). Vox 06374.* — Hervorragender Rhapsode, dieser frühere Solovirtuose der denkwürdigen Boston-Symphonie-Konzerte unter Karl Muck ...

„Carmela" (spanisch-kalifornisches Volkslied), gesungen von Dusolina Giannini, Sopran. — Rückseite: *„Cielito Lindo" (mexikanisches Volkslied). Electrola DA. 839.* — Schwermütiger Zauber südlicher Volksweisen und geborenen Belcanto-Organes.

„Fliedermonolog" aus: „Die Meistersinger von Nürnberg". Bariton: Friedrich Schorr mit Staatsopernkapelle. Dirigent: Leo Blech. Electrola E. I. 162. — Selten einen sich Geist und Wohlklang in solchem Maße wie bei diesem Hans Sachs und seinem wundervoll begleitenden Orchester.

Klavier.

„As-dur-Polonaise" (Chopin). Klavier: Ignaz Friedmann. Columbia L. 1900.* — Treffliches Martellato-Spiel, knatternde Oktaven.

„À La Bien-Aimée" (Schuett), Rückseite:

„Capriccio" (Dohnanyi). Klavier: Godowsky. Brunswick A. 62 624. — Virtuosität perlender Läufe. Geschmackvolle Salonstücke.

„Frühlingsstimmen", Walzer (Joh. Strauß). Konzert-Transkription von A. Grünfeld. Klavier: Szreter. Odeon 6549. — Wunderhübscher Vortrag und musikantische Delikatesse.

„Rhapsodie in Blue" (Gershwin). Fuhs-Orch. Klavier: M. Spoliansky. Parlophon 9157.* — Liebhaber starker American-Drinks werden bei diesem jazzistisch gehämmerten Klaviersolo auf ihre Kosten kommen.

„Lieder ohne Worte", Op. 19, Nr. 6, sowie Op. 102, Nr. 3, und „Frühlingslied", „Spinnlied" (Mendelssohn). Klavier: Mark Hambourg. Electrola E. G. 510. — Erfreulich unsentimentale und leichte Behandlung charmant bleibender Jugendstücke.

Für Kinder.

„Im Uhrenladen" (Ch. J. Orth). Paul Godwin und Künstler-Ensemble. — Kuckuck-, Spiel-, Schlag-, Glockenuhren; allerliebste Kinderplatte. — Rückseite: *„Eine Jagd im Schwarzwald" (Völker). P. Godwin-Orch. Polyfar-Grammophon 19732.* — Lustige und technisch trefflich gelungene Blaserei.

„Bremer Stadtmusikanten" (Brüder Grimm). Erzählt von A. Proeseler. Electrola E. G. 218. — Hahn, Esel, Katze und Hund: ein modernes Quartett, dessen Abenteuer furchtbar aufregend sind ...

„Rumpelstilzchen" (Brüder Grimm). Erzählt von A. Proeseler. Electrola E. G. 214. — Entzückend für kleine, ausruhend für große Kinder ...

Orchester.

„Hören Sie zu", Schlagerpotpourri 1927-28 (W. Borchert). Fred Birds Symphonie-Jazz-Band. Homocord 4-8823.* — Amüsantes sowie lehrreiches Verzeichnis verflossener und noch gegenwärtiger Popularismen ...

„Wein, Weib und Gesang" (Johann Strauß). Arthur Bodanzky von der Metropolitan-Oper. Odeon 0-8323.* — Großzügige Auffassung unsterblicher Faschingsklänge.

„Boccaccio" (F. v. Suppé). Edith-Lorrand-Orchester. Parlophon 9140. — Grazie, Natürlichkeit und Wärme in Komposition wie Spiel charmieren musikalische Hörer.

„Die Fledermaus" (Johann Strauß). Potpourri. Großes Streichorchester. Homocord 4-8805. — Soll Erinnerungen an beflügelte Operetten- und Sektlaune auffrischen.

„Faust-Walzer" (aus „Margarete" von Ch. Gounod). Dájos-Béla-Kapelle. Odeon AA. 68047. — Rückseite: *„Dorfschwalben" (Johann Strauß).* — Ehrenpflicht, im Karneval den liebenswerten „Faust-Walzer" und die seltenen „Dorfschwalben" zu zitieren.

---

*Keine Lautton-Nadeln.

DÜSSELDORFS AUSSTELLUNG MAI — OKTOBER 1928

DEUTSCHE KUNST DÜSSELDORF 1928

EIN ÜBERBLICK ÜBER DAS KUNSTSCHAFFEN
DER GEGENWART

GALERIE ZAK

PLACE ST. GERMAIN DES PRÈS / 16, RUE DE L'ABBAYE

PARIS

◆

GEMÄLDE MODERNER MEISTER

15, rue Lafitte, IXe
R. C. n° 591.612
Tel. Provence 37.52

Galerie Locarno

Gemälde alter und moderner Meister
Antiquitäten / Kunstgegenstände

Permanente Ausstellung

HN

GEGRÜNDET 1897

HERMANN NOACK

BILDGIESSEREI

BERLIN-FRIEDENAU, FEHLERSTRASSE 8

TELEFON: RHEINGAU 133

GIESST FÜR:

BARLACH / BOEHM / EBBINGHAUS / ESSER
DE FIORI / GAUL / HENNING / O. KAUFMANN
KOLBE / KLIMSCH / LEHMBRUCK / MARCKS
REEGER / SCHARFF / SCHEIBE / SCHOTT / RENÉ
SINTENIS / TUAILLON / VOCKE / WOLFF U. A.

GALERIE INTERNATIONALE

G. M. B. H.

BERLIN W 35

84 LÜTZOWSTRASSE 84 / TELEPHON LÜTZOW 3481

MÄRZAUSSTELLUNG:

WILHELM SCHMID

ALTE MEISTER — MODERNE KUNST

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

GALERIE PIERRE

PARIS

2 RUE DES BEAUX-ARTS
(RUE DE SEINE) 6ÈME

OEUVRES DE

BRAQUE / DERAIN
LA FRESNAYE / LÉGER
JOAN MIRÒ / PASCIN
GROMAIRE / C. TONNY
BÉRARD / TCHELITCHEW
PICASSO / MODIGLIANI

HANNOVERSCHE KUNST- UND AUKTIONS-SÄLE

HANS KATZER
HANNOVER, GEORGSTR. 35

Fernruf: Nord 9624
Telegramm-Adr.: Kunsthaus Hannover

Permanente Ausstellungen und Versteigerungen alter und neuer Kunst. Gemälde, Antiquitäten, Keramik, Stilmobiliar. Übernahme einzelner Werke und ganzer Sammlungen der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes für Versteigerungen. Kostenlose Schätzungen. Fachwissenschaftliche Beratung bei Veräußerung von Kunstwerken. Angebote und Anfragen stets erwünscht. Erste Referenzen.

400 qm Ausstellungsräume. Leit.: Kunsthistor. Dr. Helmuth Rinnebach

ENTWÜRFE

FÜR

FLÄCHEN-MUSTER

ERWERBEN DAUERND

NORDDEUTSCHE TAPETENFABRIK
HÖLSCHER & BREIMER
LANGENHAGEN VOR HANNOVER

Briefmarken

Seltene Briefmarken kaufen und verkaufen Sie am besten auf meinen großen Versteigerungen. Verlangen Sie kostenlose Zusendung der reich illustr. Versteigerungskataloge, sowie von Probenummern der „Frankfurter Briefmarken-Zeitung"

S.W. Heß, Frankfurt a.M., Goethestr. 2

Bad Kudowa Kreis Glatz
Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäder des Bades im Hause. Aller Komfort. Mäßige Preise. Besitzer und Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. Zweiter Arzt: Dr. G. Herrmann. Telefon 5.

Bei Erkältung altbewährt
Dr. Sandow's künstliches
EMSER SALZ

Dr. Sandow's
PASTILLEN
mit und ohne Menthol

Man verlange ausdrücklich „Sandow".

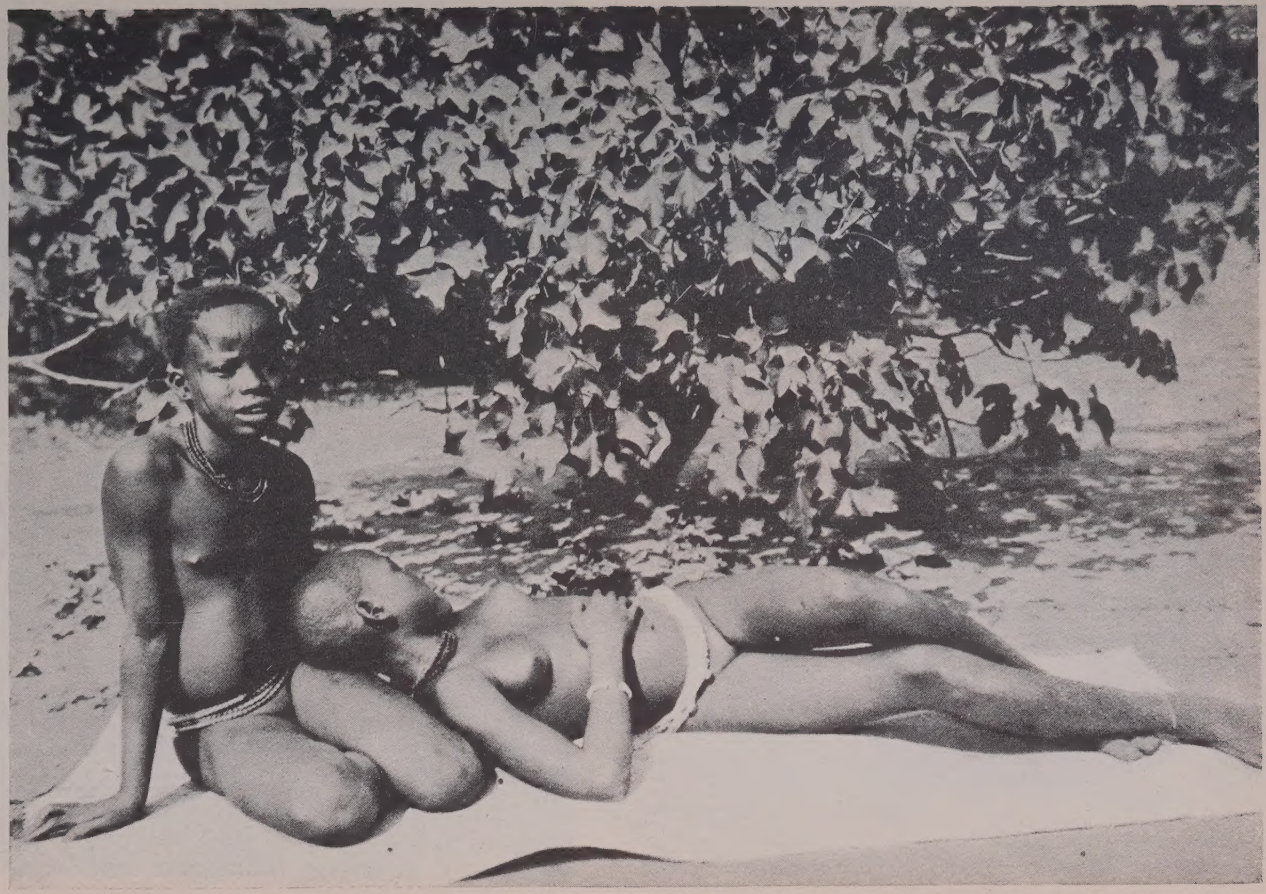
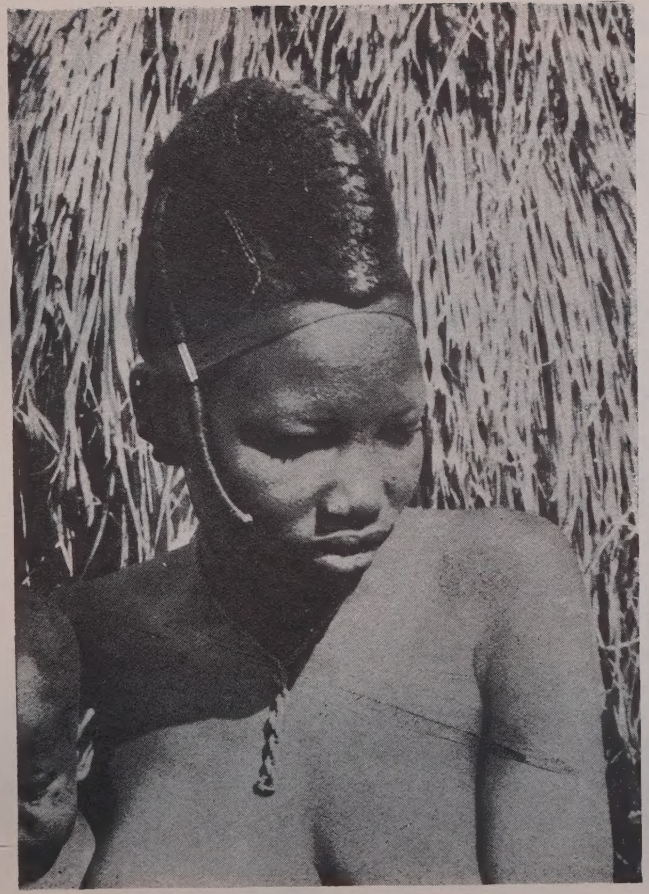
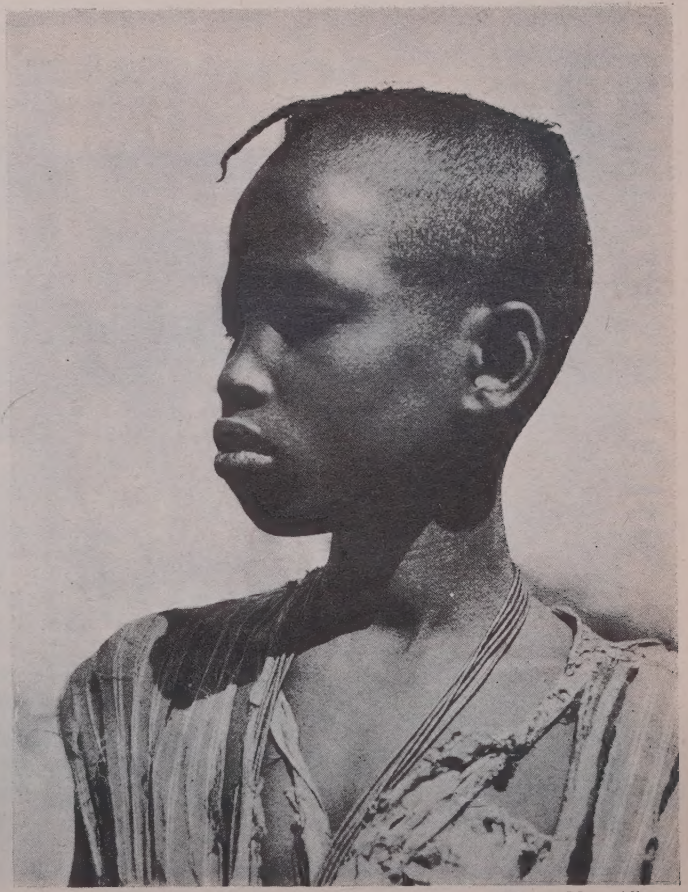


Photo Marc Allegret

Junge Mädchen vom Sara-Stamm am Ufer des Tschari



Fulbe-Frau (Nordkamerun)



Photos Marc Allegret

Fulbe-Jüngling

Der neue 3/15 PS DIXI ist heraus!

Der wahrhaft zeitgemäße Kleinwagen!

Die Umstellung unseres Eisenacher Werkes auf Fließarbeit ist vollzogen und die Großfabrikation des 3/15-PS-Vierzylinder-Dixi im vollen Gange. Nun brauchen Sie nicht mehr länger auf die zahlreichen Freuden und Annehmlichkeiten des Automobilbesitzes zu verzichten. Jedermann kann sich jetzt sein eigenes Auto leisten. 3/15-PS-Dixi ist der Kleinwagen mit den Vorzügen des Großen. Mit ihm ist der Wagen geschaffen, der bisher in Deutschland fehlte. Dank seines leichten Eigengewichtes und seines geschmeidigen Vierzylindermotors steigert 3/15-PS-Dixi spielend seine Leistung vom Fußgängertempo bis zu 85 Kilometer Geschwindigkeit. Rasches Anzugsmoment, hervorragende Steigfähigkeit, schnelles Bremsvermögen, gepaart mit unbedingter Zuverlässigkeit bei langer Lebensdauer sind Beweise seines lang erprobten Baues.

Er ist sprichwörtliche Dixi-Qualität!

Der kleine Dixi beansprucht ein Minimum an Wartung, ein Minimum an Platz, die Betriebskosten für 100 Kilometer betragen etwa M 2.—, seine Versteuerung kostet noch nicht M 10.— pro Monat. Sein niedriger Preis und seine geringen Unterhaltungskosten ermöglichen jedem Anschaffung und Unterhaltung. Eine kleine Anzahlung und sehr bequeme Ratenzahlung erleichtern den Kauf. Praktische Wellblechgaragen werden eigens für ihn gebaut. 3/15-PS-Dixi zeichnet sich durch klare Konstruktion, ansprechende Linienführung und vornehme Farbgebung aus. Er ist dauerhaft und von größter Betriebssicherheit. Seine vielen Vorzüge befriedigen selbst den anspruchsvollsten Käufer. Er dient den Interessen jedes Berufes, und auch der Sportsmann, die Dame, die kleine Familie werden ihn nicht mehr entbehren können. 3 Erwachsene oder 2 Erwachsene und 2 Kinder finden in ihm bequem Platz. Lassen Sie sich den hübschen Dixi heute noch vorführen. Machen Sie eine Probefahrt. Mit diesem Kleinwagen ist das Problem des Volkswagens nun auch für Deutschland gelöst.

DIXI-WERKE

Zentralverkauf: Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Str. 17

Telephon: Stephan 4815-17 und 5053-54

Berliner Verkaufsstellen: „Dixi", Berlin W 15, Kurfürstendamm 36, „Automagazin", Berlin NW 7, Unter den Linden 70, Waldemar Köhler, Berlin, Königgrätzer Straße 118-119 (Europahaus), Eingang Anhaltstraße, Sungatowsky & Co., Berlin W 35, Schöneberger Ufer 13.

JOHN REED

Zehn Tage, die die Welt erschütterten

Das 31.—40. Tausend der genialen Reportage des amerikanischen Journalisten über die Oktobertage 1917 in Rußland.

MIT EINEM VORWORT VON EGON ERWIN KISCH

EISENSTEIN, der „Potemkin"-Regisseur drehte danach einen Film, der demnächst auch in Deutschland laufen wird.

PISCATOR inszenierte den letzten Teil des „Rasputin" danach.

„DAS STACHELSCHWEIN" urteilt darüber: Ein Buch von erstaunlicher Wirkung . . . Weil diese glühende Reportage unbestechliche Historie und künstlerisch gestaltete Schicksalsdarstellung zugleich bietet.

XXIV und 344 Seiten. Broschiert M 2.50, in Ganzl. M 4.50. Der Band ist in der Bodoni-Antiqua auf federleicht holzfr. Papier gedruckt. Einband von John Heartfield.

SOEBEN ERSCHIEN:

LENIN / Die Revolution von 1917

Von den Märztagen bis zum 1. Allrussischen Kongreß der Bauerndeputierten

(Sämtliche Werke, Band XX, 1. Halbband)

Es dürfte wohl allen klar sein, daß jene weltgeschichtliche Umwälzung, die sich vor 10 Jahren in Rußland abspielte, nicht nur historisches Interesse hat; sie ist auch heute und bleibt noch auf lange hinaus von aktuellster Bedeutung. Die entscheidende Rolle Lenins bei der Vorbereitung und Durchführung dieser Umwälzung ist aller Welt bekannt, und es liegt auf der Hand, daß die Genialität Lenins als Stratege und Taktiker der Revolution, die Eigentümlichkeit seiner Größe nirgends so hervortreten konnten, als gerade in dieser Periode. Es sind gleichsam Dokumente des Generalstabes der Revolution, die in den Bänden über das Jahr 1917 vor dem Leser ausgebreitet werden.

582 Seiten. Volksausgabe broschiert M 7.50, Volksausgabe in Ganzleinen M 9.— Buchhandelsausgabe brosch. M 8.—, Buchhandelsausgabe in engl. Doppelln. M 12.—

Der neue große Roman aus dem Sowjetleben!

FJODOR GLADKOW

Zement

11.—18. Tausend

Der „Querschnitt" urteilte darüber: Der erste Roman, der den Aufbau, nicht den Krieg im neuen Rußland schildert. Man erfährt aus diesem Roman mehr über die Sowjet-Arbeit und Art als aus den Reisebüchern der Rußlandfahrer aller Parteien.

464 Seiten. Brosch. M 5.—, Ganzln. M 7.—

Einband von John Heartfield.

Am 15. März erscheint:

A. FADEJEW

Die Neunzehn

(Russischer Titel: „Rasgrom")

In diesem Buch setzt ein Dichter namenlosen Helden ein Monument. Nicht als Epigone – als würdiger Erbe großer Russen zeichnet er die prachtvollen Gestalten der roten Partisanen, ihr Leben, ihre Kämpfe und ihren Untergang.

ca. 250 Seiten. Ganzleinen ca. M 4.—

Verlag für Literatur und Politik / Wien—Berlin SW 48